Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 13 — Leipzig, den 29. März — 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Von der Gottheit Christi — Giebt es religionslose Sittlichkeit? 1. Sittlichkeit die Frucht wahrer Religion — Aus dem Leben der ältesten christlichen Gemeinden: 4. Pfingsten; 5. Die Gnadengaben — Der Kirchenkongreß zu Birmingham: 4. Die Kirche und die sozialen Probleme (Schluß) — Otto Funcke: 2. Der Theologe (Schluß) — Die Botschaft Tolstois: 6. Aufzeichnungen eines Markörs. Die beiden Husaren. Der Schneesturm. Albert — Kurze Anrede bei der Weihe der Lourdes-Statue und Einsegnung der Kapelle des Herrn v. N. in der Pfarrkirche zu L. — Verschiedenes: Unsre persönliche Stellung zum geistlichen Beruf; Zehn Jahre Gefängnisprediger; Sammlung theologischer und sozialer Reden und Abhandlungen; Beiträge zur Aesthetik der deutschen Klassiker; Ein evangelischer Pfarrer im Reichstage über das Duell — Zur Beachtung — Anzeigen

Von der Gottheit Christi

Das Evangelium des Sonntags nach Ostern (Joh. 20, 19—31) ist einer der wenigen Abschnitte der Schrift, in denen ausdrücklich von der Gottheit Christi geredet wird. Es erzählt uns, wie Thomas nach Besiegung seines Zweifels dem Herrn zu Füßen fällt mit dem Bekenntnis: Mein Herr und mein Gott.

Ein Lutherwort, das mir besonders wert ist, möchte ich deshalb heute den Lesern der Christlichen Welt vorlegen und erklären. In einer Trinitatisfestpredigt von 1523 sagt Luther:*)

> Darum kann man keinen gewissen Grund haben, denn daß man das Herze wickle und schließe in die Sprüche der Schrift; denn die Schrift hebt fein sanft an und führt uns zu Christus wie zu einem Menschen, und darnach zu einem Herrn über alle Kreaturen, darnach zu einem Herrn über alle Dinge, darnach zu einem Gott. Also komme ich fein hin in das Gotterkennen. Nun die Philosophi haben wollen oben anheben, da sind sie zu Narren geworden; man muß von unten anheben.

Daß Luther hier die Stellung der heiligen Schrift zur Gottheit Christi recht charakterisirt, weiß jeder kundige Bibelleser. Tobias Beck (Professor in Tübingen, † 1878) sagte uns einmal vom Katheder: Christus ist nit komme und hat gesagt: „Ich bin der ewige Sohn Gottes, und wer das nit glaubt, ist ewig verloren," sondern so hat er angefangen: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen." Gerade das Johannisevangelium zeigt deutlich, wie sehr Luther Recht hat. „Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben, Jesum, Josephs Sohn, von Nazareth," das ist das erste Urteil über Jesus aus dem Jüngerkreise, das uns Johannes mitteilt (1, 45). Da sehen wirs: die Jünger sind zu Jesus gekommen „wie zu einem Menschen"; daß er mehr war als „Josephs Sohn von Nazareth," das haben sie damals nicht geahnt, obwohl sie hofften, in diesem Nazarener den gefunden zu haben, von dem die Propheten als dem Retter Israels geweissagt hatten. Schrittweise hat der Herr seine Jünger weiter geführt. Erst ganz am Schlusse des Johannisevangeliums — denn Kapitel 21 ist ein keinesfalls von Johannes herrührender Zusatz zum ursprünglichen Evangelium — steht die Erzählung des Thomasbekenntnisses, unmittelbar folgen ihr die Schlußworte des ganzen Evangeliums (20, 30 und 31). Das Thomasbekenntnis ist also für Johannes der Abschluß der Christuserkenntnis. Dieser Abschluß hebt den Eingang nicht auf: daß Jesus ein wahrhaftiger Mensch gewesen ist, gleichwie wir, das haben die Jünger nicht vergessen; so kannte ihn alles Volk. Aber dieser Mensch war ihnen eine Offenbarung des lebendigen Gottes geworden; sie hatten, wie Paulus sagt (2. Kor. 4, 6), Gottes Herrlichkeit erkannt auf dem Angesichte Christi; sie hatten verstanden, was er gesagt hatte: „Wer mich siehet, siehet den Vater" (Joh. 14, 9). So hat auch Luther in dem Menschen Jesus Christus die Offenbarung Gottes, die einzig vollkommne Offenbarung Gottes gefunden.

*) Weimarer Ausgabe Bd. 12, S 587; vgl. Erlanger Ausgabe, deutsche Schriften Bd. 12, 2. Aufl. S. 412.

> Ich habs oft gesagt — so äußerte er sich einst über Tisch*) — und sag es noch: Wer Gott erkennen und ohne Gefahr von Gott spekuliren will, der schaue in die Krippe, hebe unten an und lerne erstlich erkennen der Jungfrau Mariä Sohn, geboren zu Bethlehem, der in der Mutter Schoße liegt und säugt oder am Kreuze hängt; darnach wird er fein lernen, wer Gott sei. Solches wird alsdann nicht schrecklich, sondern aufs allerlieblichste und tröstlichste sein. Und hüte dich ja vor den hohen fliegenden Gedanken, hinauf in den Himmel zu klettern ohne diese Leiter, nämlich den Herrn Christus in seiner Menschheit, wie ihn das Wort vorschreibt fein einfältig; bei dem bleibe und laß dich die Vernunft nicht davon abführen, so ergreifest du Gott recht.

Ja, daß es außer Christo, abgesehen von der geschichtlichen, menschlichen Erscheinung Jesu, gar keine rechte Gotteserkenntnis gebe, hat Luther bisweilen so ausschließlich betont, daß der trügerische Schein entsteht, als habe Luther, wie einst im zweiten Jahrhundert viele schlichte Christen, über deren Einfalt die Theologen spotteten, von einem „persönlichen" Unterschied zwischen Gott, dem Vater, und Christo gar nichts wissen wollen. Jeder Leser kennt ein sehr deutliches Beispiel hierfür, den zweiten Vers des gewaltigen Reformationsgesanges „Ein feste Burg ist unser Gott":

> Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
> Wir sind gar bald verloren;
> Es streitt für uns der rechte Mann,
> Den Gott hat selbst erkoren.
> Fragst du, wer der ist?
> Er heißt Jesus Christ,
> Der Herr Zebaoth,
> Und ist kein andrer Gott;
> Das Feld muß er behalten.

Vor etwa zehn Jahren habe ich mit dem ehrwürdigen Franz Delitzsch († 1890) ein mir denkwürdiges Gespräch über diesen Vers gehabt. Delitzsch hielt es für schwer annehmbar, daß die siebente und achte Zeile des Verses eine Apposition zu „Jesus Christ" sein sollten; er fürchtete durch diese Beziehung Luther die „Ketzerei" anzudichten, deren, wie erwähnt, manche schlichte Christen des zweiten Jahrhunderts von den Theologen jener Zeit bezichtigt wurden. Ich habe damals keinen zwingenden Beweis für die von Delitzsch angegriffne Deutung des Verses geben können. Aber er läßt sich geben.**) Und eben deshalb zeigt jener Vers des Lutherliedes deutlich, wie völlig für Luther

*) Erlanger Ausgabe, deutsche Schriften Bd. 57 S. 208 f.

**) 1542 in seinem Kommentar zur Genesis sagt Luther, da er davon spricht, daß man nicht versuchen solle, Gott in der Verborgenheit seiner unerforschlichen Ratschläge erkennen zu wollen: Aspiciendus est Deus revelatus, sicut in psalmo canimus: „Er heißt Jesus Christ, der Herr Zebaoth" . . . Jesus Christus est dominus Zebaoth nec est alius Deus (Erlanger Ausgabe opp. lat. exeget. VI, 300) d. i.: Auf den geoffenbarten Gott soll man sehen, wie wir im Liede singen: „Er heißt Jesus Christ, der Herr Zebaoth" . . . Jesus Christus ist der Herr Zebaoth, und ist kein andrer Gott.

alle rechte Gotteserkenntnis zusammenfiel mit der „Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes auf dem Angesichte Christi." Es scheint in solchem Zusammenhange, als ob für ihn die alten dogmatischen Bestimmungen über die drei Personen der Dreieinigkeit, die Spekulationen über Gottes Wesen an sich — d. h. abgesehen von der geschichtlichen Offenbarung — so gut wie gar kein Interesse gehabt hätten; es scheint, als ob auch er sich hätte begnügen können mit dem kurzen Bekenntnis eines der ältesten nachbiblischen Schriftsteller, des um 110, spätestens um 140 als Märtyrer gestorbnen Bischofs Ignatius: Es giebt nur einen Gott, und der hat sich geoffenbart in Jesu Christo.*)

Und doch hat Luther, so wenig ihm die Worte Dreieinigkeit, Dreifaltigkeit u. s. w. behagen — „es lautet kalt," sagt er in der eingangs erwähnten Predigt,**) „und viel besser spräch man »Gott,« denn »die Dreifaltigkeit«" — jene alten Formeln vertrauensvoll übernommen. Des Gegensatzes, in dem er sich zu der ganzen Art des herkömmlichen und bis ins zweite Jahrhundert zurückgehenden Redens von der Gottheit Christi befand, ist er sich nicht deutlich bewußt geworden. Das beweist das Wort von ihm, das ich zu Beginn angeführt habe.

Wer sind die „Philosophi," die „oben haben anheben wollen" und darüber zu Narren geworden sind? Luther hat dabei nur an die sogenannten scholastischen Theologen des Mittelalters gedacht. Es ist ihm verborgen geblieben, daß diese lediglich weitergingen in den Bahnen, die schon seit den Zeiten der alten Kirche als die Bahnen der Orthodoxie galten. Schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts haben die damaligen Theologen — die ersten Theologen in der Kirche — dem verhängnisvollen Irrtum die Stätte bereitet, den Luther angreift: sie haben, anstatt von unten anzuheben, von der geschichtlich menschlichen Erscheinung Jesu auszugehen, „oben" angefangen bei Spekulationen über Gottes Wesen und Weltschöpfung, wie sie in der damaligen Philosophie zeitgemäß waren. Daß der unveränderliche, allgenügsame Gott selbst mit der Materie in Berührung kommen könne, selbst die Welt geschaffen (oder wie die Nichtchristen sagten: aus der Materie gebildet) habe, das galt der Philosophie als eine Gottes unwürdige Vorstellung. Darum schied man die weltschaffende und weltdurchwaltende Vernunft Gottes, den „Logos," wie es griechisch heißt, so von Gott, daß man sie doch nicht als ein Ungöttliches von ihm trennte; man wollte trotz dieser Unterscheidung in Gott monotheistisch denken: Gott und seinen Logos schloß man zusammen in dem Begriffe der Gottheit, wollte sie nicht geschieden haben und unterschied sie doch als zwei „Personen" — in einer Weise, die wir schwer nachmachen können, weil unser moderner Begriff von Person ein andrer ist. Mit diesem ewigen „Logos" Gottes identifizirten nun die Theologen den Herrn Christus in seinem vorirdischen Sein. Daß Johannes (Ev. Joh. 1, 1) ihn auch den Logos nennt — freilich in ganz anderm Sinne, trotz Faust in dem Sinne, daß er von ihm sagt, er sei das *Wort* Gottes, seine Offenbarung gewesen (während die Propheten das Wort Gottes nur *brachten*) —, das gab ihnen, wie sie meinten, die Berechtigung zu solchem Spekuliren. Und gewiß, es ist das erklärlich; jede Zeit redet in ihrer Sprache; jene Theologen meinten mit ihrer „Logoslehre" die Stellung Jesu Christi zu Gott, seinem Vater, ihrer Zeit verständlich machen zu können.

Allein wie erklärlich es auch gewesen sein mag, verhängnisvoll ists doch auch gewesen. Denn nun ging das Spekuliren darüber an, wie im einzelnen das Verhältnis des vorirdischen Logos zu Gott zu denken sei: ob er uns, wann er von ihm *geschaffen* sei, oder ob er so hervorgebracht sei, daß der bildliche Ausdruck des *Gezeugtseins* der zutreffende genannt werden müsse, ob er eins mit ihm sei dem Wesen nach, oder andersartig, ebenso göttlich oder gleichsam um einen Grad weniger, und dergleichen. Zwei Jahrhunderte lang hat man darüber sich gestritten; das ganze römische Reich wurde im vierten Jahrhundert in den Kampf der Meinungen hineingezogen. Die Kaiser rechneten damit bei den hohen Erwägungen der Politik, und

*) Ignatius ep. ad Magnesios 8, 2.

**) Nach der Kirchenpostille, Erlanger Ausgabe, deutsche Schriften Bd. 12, S. 408.

die Badeknechte und Barbiergehilfen schwatzten davon mit ihren Kunden, wie ein Bischof des vierten Jahrhunderts tadelnd auf der Kanzel bemerkt hat. Endlich im endenden vierten Jahrhundert waren die erlösenden Formeln durchgesetzt: der Logos ist vom Vater „in Ewigkeit geboren," gezeugt von ihm und doch gleichewig mit ihm, desselben Wesens und doch ein andrer, ein zweiter neben ihm und doch mit ihm *ein* Gott. Da „oben" wußte man nun Bescheid, und mit Strenge hielt man auf die haarscharfe Genauigkeit der Formeln. — Wenn man dann „von oben anhebend" zur geschichtlichen Erscheinung Christi kam, so pries man zwar die „Menschwerdung Gottes" als das höchste Geheimnis des Glaubens. Aber man ward zum Narren, wenn man nun anschaulich machen wollte, was dies Geheimnis in sich schließe. Der eine redete, als ob der Logos die Menschheit nur wie ein Kleid um sich gethan hätte, das er später bei der Himmelfahrt, wer weiß wo? gelassen habe; die andern sprachen von einer vergöttlichten Menschheit Jesu; wieder andre schieden in dem geschichtlichen Jesus den Sohn Gottes und den Sohn der Maria so, daß von einer Einheit der geschichtlichen Person Jesu nicht mehr die Rede sein konnte. Ueber diese verschiednen Meinungen entbrannte dann aufs neue der Streit. Die Reichskirche des Ostens ist darüber zerbröckelt: die syrisch-persische Kirche, die syrisch-jakobitische, die koptisch-abessynische und die armenische Kirche sind seitdem ihre eignen Wege gegangen. Und die Lösung des Rätsels in der Großkirche, die diese Absplitterungen verursachte, war nur eine scheinbare: widerspruchsvolle Worte bemühten sich, diesen Mißverstand auf dieser Seite, jenen auf der andern auszuschließen, und zwischen diesen Exklusivbestimmungen stand die Person des geschichtlichen Herrn als — das unfaßbare Geheimnis.

„Man muß von unten anheben," das lehrt die Geschichte deutlich. In der modernen Theologie ists versucht worden.*) Und so allein, wenn wir, ausgehend von dem geschichtlichen Christus, hinzuführen versuchen zu dem Thomasbekenntnis, so allein können wir den Menschen unsrer Zeit verständlich werden. So allein sind wir nicht in der Zwangslage, alle die zurückstoßen zu müssen, die auf dem Wege der Christuserkenntnis erst am Anfang stehen, wie die Jünger, da sie „Jesus, Josephs Sohn, aus Nazareth" in seine Nachfolge zog. Wir wissen auch, gar oft reichen drei Jahre nicht aus, um dahin zu kommen, wohin Thomas nach drei Jahren gekommen war; und wir wundern uns nicht, daß unser Kirchentum und all unsre Halbheit die Menschen nicht ebenso bald hineinziehen in die Tiefen der Christuserkenntnis, als — der Herr selbst es vermocht hat. Wir wissen auch, daß selbst das Thomasbekenntnis noch nicht der letzte Abschluß der Christuserkenntnis ist. Denn dann stehen wir vor dem Geheimnis, mit dem die alte Kirche ihrer Zeit zuerst entgegentrat. Aber eben deshalb ists uns um so wichtiger, daß man „fein sanft" „unten anhebe." Da können wir lange Wegstrecken mit *allen* zusammengehen, die vor Jesus sich beugen.

Daß der alten Christologie gegenüber solches „von unten Anheben" eine Neuerung ist, die einen Bruch mit der alten Entwicklung in sich schließt, ist unleugbar. Wie hat Luther dieser Bruch verborgen bleiben können? Wie ists möglich, daß er auf die alten Formeln soviel gab? Die Antwort ist einfach. Die Unterschiedenheit des alten und des neuen Weges schließt die Notwendigkeit eines Widerspruchs gegen die alten Formeln nicht ein. Für Luther waren sie selbstverständlich. Uns sind sie das nicht. Doch wem wirklich das Thomasbekenntnis sich aufgedrängt hat, der muß es wissen, daß das Geheimnis, vor

*) Nicht nur solche „moderne" Theologen, die als „moderne" von der modernen Orthodoxie verketzert worden sind, haben diesen Versuch gemacht — so *Ritschl*, dessen Lehre von der Person Christi nur der verstehen kann, der stets im Auge behält, daß er von der menschlichen Erscheinung Jesu *seinen Ausgang nimmt* —; auch Professor *Kähler* in Halle, der seitens der modernen Orthodoxie nur Anerkennung gefunden hat, geht in seiner „Wissenschaft der christlichen Lehre" (2. Aufl. 1893, S. 319 ff.) von dem *geschichtlichen Christus* aus und beginnt den Abschnitt über die Person Christi mit den Worten: „Daß Jesus von Nazareth Mensch war, ist nicht erst festzustellen, sondern man hat darzuthun, wie einzigartig seine Menschheit war, so daß sich die Gottheit persönlich in ihr offenbaren konnte."

dem er anbetend sich beugt, von seiten Gottes in einer Weise bedingt sein muß, die über unser Verstehen völlig hinausliegt. Ja, ich kann es verstehen, wenn jemand die alten Formeln trotz und wegen ihrer Widersprüche für den zutreffendsten Ausdruck hält, den menschliche, stammelnde Sprache bis jetzt für das unsern Gedanken Unerreichbare gefunden hat. Nur das kann ich nicht verstehen, wenn jemand in jenen Formeln die Sache, die rechte Christuserkenntnis zu haben meint. Die rechte Christuserkenntnis ist nicht eine Sache der Formel, sondern eine Sache der Erfahrung in der Schule Jesu, sie ist wie bei Thomas im Evangelium des Sonntags nach Ostern die dankbare Antwort auf den Gruß, den der Auferstandne auch heute hineingiebt in die wirre Welt: Friede sei mit euch! (Joh. 20, 19, vgl. 14, 27 und 16, 33.) L

Giebt es religionslose Sittlichkeit?

Uebersicht: 1. Sittlichkeit die Frucht wahrer Religion; 2. Religion die Voraussetzung echter Sittlichkeit; 3. Religiöse Sittlichkeit.

Religion und Sittlichkeit sind keineswegs dasselbe. In jener handelt es sich um das Verhältnis des Menschen zu Gott, seinen Verkehr mit Gott; in dieser um das Verhalten des Menschen im Verkehr mit andern Menschen.

Es erhebt sich die Frage: Haben nun diese beiden zu unterscheidenden Erscheinungen, Religion und Sittlichkeit, überhaupt nichts mit einander zu thun? oder bestehen doch Beziehungen zwischen ihnen? Und welcher Art sind diese?

Nach unsrer Auffassung stehen Religion und Sittlichkeit in engster Wechselbeziehung, sodaß keine von beiden ohne die andre allein wahrhaft bestehen kann. Wir behaupten:

1. Sittlichkeit ist die notwendige Frucht aller wahren Religion; ein wahrhaft religiöser Mensch muß auch ein sittlich guter Mensch sein;

2. Religion ist die unentbehrliche Voraussetzung aller echten Sittlichkeit; man kann nicht ein wirklich sittlicher Mensch sein, ohne religiös zu sein.

Andre hingegen meinen, die übliche Zusammenstellung von Religion und Sittlichkeit beruhe auf einer künstlichen Verknüpfung, nicht auf einem natürlichen Zusammenhange; in Wirklichkeit könne die eine ohne die andre bestehen. Sie wenden gegen unsre Behauptungen ein:

1. Die Religion erzeuge keineswegs, ja sie fördere nicht einmal immer die Sittlichkeit;

2. selbst wenn auch alle religiösen Menschen sittlich tüchtig wären, sei damit doch noch nicht gesagt, daß alle, die sittlich sein wollen, religiös sein müssen; jedenfalls gebe es auch religionslose Sittlichkeit.

Wir suchen im Folgenden diesen Einwänden gerecht zu werden, dabei festzustellen, was unter wahrer Religiosität und unter echter Sittlichkeit zu verstehen ist, und unsre Behauptungen zu begründen.

1. Sittlichkeit die Frucht wahrer Religion

Schon ein Blick in die Geschichte scheint den Einwand, daß die Religion keineswegs immer Sittlichkeit erzeuge, zu bestätigen. Welch verkehrte sittliche Ideale sind von manchen Religionen den Völkern eingeimpft worden! Haben die Religionen den wahren sittlichen Fortschritt nicht ebenso oft gehemmt wie gefördert? Welche Gräuel und Frevel, die jedes sittliche Bewußtsein empören, sind im Namen der Religion verübt worden! Hat man nicht in einzelnen Kulten die abscheulichste Unzucht geradezu zum Gottesdienst erhoben? Hat man nicht mit Menschenopfern Gott ehren zu können gemeint? — Aber es ist gar nicht nötig, so weit zurückzugreifen. Ist nicht auch die Geschichte der christlichen Kirche vielfach der reine Hohn auf die Predigt der Nächstenliebe?! Wieviel Haß, Fanatismus, Grausamkeit, Ungerechtigkeit auch hier! Will man etwa die Inquisition, die Ketzer- und Hexengerichte für sittliche Früchte der Religion erklären? Wieviel ehrliche Ueberzeugung ist geknechtet, wie viele sind um dieser willen verfolgt und gerichtet worden! Welcher Kontrast zwischen der religiösen Lehre, daß ein Band der Bruderliebe die ganze Menschheit umschlingen und man

auch den persönlichen Gegner als sittliche Person achten und schonen solle, und der kirchlichen Praxis, den, der diesen oder jenen Glaubenssatz nicht für richtig hält, um deswillen aus diesem Bruderbunde auszustoßen! — Und ein Blick auf die Gegenwart: Wie mancher wandelt unter uns mit frommen Geberden und scheinheiliger Miene, den wir nach seinem sittlichen Wandel für einen zweifelhaften Charakter oder gar für einen Schurken halten müssen! Fördert die Religion wirklich unser Streben nach sittlicher Gemeinschaft mit andern? Trennt sie nicht vielmehr unser Volk in feindliche Konfessionen, in sich bekämpfende Parteien, sodaß wir die ganze Kraft unsrer Vaterlandsliebe brauchen, um trotz jenen Spaltungen ein einig Volk von Brüdern zu bleiben? Bedroht nicht der religiöse Hader den Frieden der Völker, der Gesellschaft, der Familie? Giebt es nicht so manchen, mit dem wir gern umgehen, freudig zusammenarbeiten, aber mit dem über religiöse Fragen zu reden wir uns vorsichtig hüten müssen, weil wir darüber zweifellos aus einander kommen würden! — Und dem allen gegenüber, fragt man uns, wollt ihr die Behauptung, daß die Religion notwendig Sittlichkeit erzeuge, aufrecht erhalten? Ist es nicht vielmehr so, daß diese individuelle Gemeinschaft, die der Einzelne mit Gott zu haben meint, zwar vielleicht ein berechtigtes Privatbedürfnis ist, aber jedenfalls nicht dazu beiträgt, sondern vielmehr hindert, daß wir mit andern in sittliche Gemeinschaft treten und sie halten können?!

Aber, fährt man fort, wie sollte auch aus der Religion Sittlichkeit folgen! Wie könnte daraus, daß ich irgendwelche von der Religion vorgeschriebnen Gebräuche mitmache, meine sittliche Besserung folgen? Wie sollte es zusammenhängen, daß ich dadurch sittlich würde, daß ich eine Anzahl von mehr oder weniger glaubhaften Behauptungen über die Beschaffenheit Gottes, sein Verhältnis zu der Welt und seine Beziehungen zu der Menschheit auf irgend eine Autorität hin für wahr halte? Höchstens auf die Art lasse sich ein Zusammenhang zwischen Religion und Sittlichkeit konstruiren, daß man unter die für wahr zu haltenden Behauptungen die mitrechne, Gott habe für die Befolgung einer Anzahl von ihm festgesetzter sittlicher Verhaltungsmaßregeln Belohnung versprochen, für ihre Uebertretung Strafe angedroht; freilich sei diese Verknüpfung eine bloß äußerliche: man hänge den sittlichen Geboten, die eigentlich um ihrer selbst willen erfüllt werden sollen, bloß ein religiöses Mäntelchen um. Aber insofern möge die Religion doch eine gewisse Bedeutung für die Förderung der Sittlichkeit haben, als sie die Massen des Volks und alle die, die nicht imstande sind, das Gute um des Guten willen zu thun, wenigstens durch diese sinnlichen Motive der Furcht vor Strafe und des Verlangens nach Glück zum sittlichen Leben anhalte. Das sei eine gewiß recht praktische, ja vielleicht pädagogisch notwendige, aber doch niedere Form der Sittlichkeit; höher stünden doch zweifellos Menschen, die das Gute aus Liebe zum Guten, um seiner selbst willen thun und nicht erst durch die Angst vor angedrohter Bestrafung und die Hoffnung auf versprochne Belohnungen dazu angetrieben werden müssen!

Was antworten wir darauf?

Wir erwidern: Gewiß, ihr habt ganz Recht; nur trifft alles das, was ihr für Religion haltet, nicht ihr Wesen.

Gewiß, es ist zu allen Zeiten viel Unsittliches und Unrecht im Namen der Religion verübt worden, oft im guten Glauben, sie dadurch zu fördern; aber das ist nicht eine Wirkung der Religion, sondern eine Entweihung, die die reine Himmelsgabe in den unreinen und ungeschickten Händen der Menschen erfahren hat. Wir behaupten ja nicht, daß alles, was man aus der Religion gemacht hat und unter ihrer Firma gethan hat, sittlich sei, sondern: das, was sie in dem Menschenherzen, das sich ganz von ihr erfüllen läßt, erzeugt. Die Religion wirkt aber nicht etwa wie ein Zaubermittel, das den, der an ihren Zeremonien teilnimmt oder ihre Sätze nachspricht, auf einmal zum sittlichen Menschen umschafft. Wir stimmen mit euch darin überein, daß aus der bloßen Beteiligung an religiösen Gebräuchen und aus äußerer Kirchlichkeit ebenso wenig wie aus der blinden Unterwerfung unter vermeintlich oder wirklich göttliche Lehren sittliches Wachstum folgt. Es beteiligen sich zu

allen Zeiten viele an dem Leben der äußerlichen Religionsgemeinschaft, die keine Religion im Herzen haben. Darum ist die Religion nicht für das verantwortlich, was solche, die ihr innerlich fern stehen, in ihrem Namen thun. Wir geben auch zu, daß ein Mensch, der sich nicht um die Kirche kümmert, aber wirklich sittlich ist, als sittliche Persönlichkeit höher steht als der, der alle kirchlichen Sitten mitmacht, alles, was man von ihm verlangt, glaubt, aber nur deshalb sittlich lebt, weil er Angst vor Gottes Strafe hat oder weil er am Genusse der göttlichen Belohnungen teil haben möchte.

Aber all diese Einwände und Zugeständnisse betreffen nicht den Kern der Religion. Wahrhaft religiös ist der Mensch, dessen Herz von der Herrlichkeit Gottes so hingenommen ist, daß er sich ihm ganz zu eigen giebt. In solchem Menschen sieht es ganz anders aus als vorher: seit Gott Wohnung in seinem Herzen genommen, ist alles Unheilige und Unreine aus ihm verbannt, zielt all sein Trachten auf die Förderung der Zwecke Gottes: der wahrhaft religiöse Mensch ist und fühlt sich wie neugeschaffen, wiedergeboren.

Diese Herzenserneuerung ist die wahre Religiosität; nicht aber besteht sie in den bloßen Zeremonien, die zwar ein darstellender Ausdruck jener Herzenserneuerung sind, aber auch ohne solche mitgemacht werden können, und ebensowenig in einer Unterwerfung oder Bereicherung des Wissens. Nicht Wissen, sondern Weisheit, nicht eine kausale Welterklärung, sondern eine teleologische Weltanschauung ist das, was die Religion giebt und der sittliche Mensch braucht. Nicht darauf kommt es an, daß der Mensch eine Vorstellung davon hat, wie die Welt entstanden ist und der Weltlauf zusammenhängt, sondern daß er sich darüber klar ist, wozu die Welt und wozu er selbst auf ihr da ist. Wer nun in der Religion ein Verständnis für Gottes Pläne gewonnen hat, der weiß, daß die Welt nicht zum Vergnügen für ihn da ist, sondern daß es Gottes Ziel ist, die ganze Menschheit zu einem großen Reiche sittlicher Persönlichkeiten zu vereinigen, und daß der einzelne Mensch dazu da und verpflichtet ist, an seinem kleinen Teile den nach seinen Kräften größtmöglichen Beitrag zur Verwirklichung jenes Endziels des Aufbaues des Reiches Gottes zu leisten. Es ist nun offenbar, daß der Mensch, in dem durch die Religion diese Ueberzeugung und Klarheit über seine Bestimmung fest begründet ist, von da aus den steten Antrieb erfährt, auch demgemäß zu handeln. Das ist aber nicht ein Befolgen der Gebote Gottes um äußerer Rücksichten willen, sondern ein innerlich notwendiges Folgen des rechten Verhaltens aus der rechten Gesinnung heraus: ein guter Baum kann nicht anders, als gute Früchte tragen. Die Religion ist nicht die Autorität, die den Menschen von außen her zwingt, sittlich zu handeln, sondern die göttliche Kraft, die ihn von innen drängt, das Gute zu thun.

Wahre Religiosität erzeugt mit innerer Notwendigkeit Sittlichkeit; alle Einwände gegen diese Behauptung beruhen auf einer falschen oder unzureichenden Auffassung vom Wesen der Religion.

Den Abschluß dieser Ausführungen über die Religion als Antrieb zur Sittlichkeit bildet der über den Rahmen der Auseinandersetzung über die religionslose Sittlichkeit hinausführende Gedanke, daß im Christentum, der vollendeten ethischen Religion, die Sittlichkeit nicht nur eine Folge der Religion ist, sondern die Sphäre, in der die Religion überhaupt erst wirksam wird; daß der Christ nicht nur, wenn er in die Lage kommt, handeln zu müssen, gut handelt, sondern daß er sich um der Religion willen sittlich bethätigen muß; daß aus der Gemeinschaft mit Gott nicht nur die Forderung erwächst, nach sittlicher Gemeinschaft mit den Menschen zu streben, sondern daß der Mensch seine Gemeinschaft mit Gott überhaupt nicht anders vollziehen, Gott auf keine andre Weise wahrhaft dienen kann, als indem er sittliche Gemeinschaft mit andern sucht und festhält und durch stete treue Uebung der selbstlosen Nächstenliebe sein Steinlein zum Wunderbau des Reiches Gottes beiträgt. Ihs Wr

---

Aus dem Leben der ältesten christlichen Gemeinden

4. Pfingsten

Der Auferstandne ist Bürgschaft für das Reich, für die Herrschaft des Auferstandnen aber bürgt wieder die große, heilige Gabe, die er vom Vater gesandt hat: der Geist Gottes. Er ist das Unterpfand, das Angeld auf die Zukunft. Wer den Geist hat — und alle Christen der Urzeit sind sich bewußt, ihn zu haben —, der trägt damit schon etwas von den Gütern des Reiches Gottes in seinem Herzen. Er hat schon etwas gekostet von den Kräften der zukünftigen Welt. Im Geiste spürt man die Nähe Gottes und damit einen Vorschmack jener ewigen vollendeten Gemeinschaft mit Gott, die im Reiche Gottes verheißen ist. So wichtig und bedeutsam ist der Besitz des Geistes für die Urgemeinde. Umsomehr Veranlassung haben wir, zu fragen: Was ist mit diesem Geist gemeint, wie bethätigt er sich, woran erkennt man, daß man ihn besitzt?

An diesem Punkte gilt es für uns besonders, daß wir uns mit einer gewissen Anstrengung in die Stimmung und Anschauungen der alten Christen versetzen müssen, wenn wir sie verstehen wollen, da unsre Stimmung und unsre Erfahrungen wesentlich von jenen verschieden sind. Wir bekennen im dritten Artikel nach Luthers Erklärung: „Der heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben geheiligt und erhalten.“ Wenn wir vom heiligen Geiste reden, so meinen wir damit das stille, äußerlich nicht wahrnehmbare Werk der Gewinnung, Befestigung und Läuterung unsrer Seelen. Aus der Bibel und der Predigt des Evangeliums, aus dem Elternhause und seiner Erziehung, vor allem aus den großen Lebenserfahrungen, die wir machen, strömt unmerklich dieser Geist in uns ein. Ganz verschieden im Urchristentum: Wir brauchen bloß an die Pfingstgeschichte zu denken, um zu sehen, wie anders es hier zugeht. Der Geist tritt hier auf unter äußerlichen wahrnehmbaren Zeichen, man sieht es einem Menschen schon von außen an, ob er den Geist hat, oder nicht, seine Ergriffenheit äußert sich in Geberde und Miene, im Klang der Stimme und im Ton der Worte. Mißgünstige Beurteiler sagen: sie sind voll süßen Weines, und die Feinde Jesu sagen, wie er vom Geiste erfüllt sein Werk treibt, er habe einen Dämon in sich, er sei besessen. Aus all dem sieht man: der Geist Gottes versetzt den, der ihn hat, in eine mächtige Erregung, mit unwiderstehlicher Gewalt ergreift er die Menschen und reißt sie fort zu Reden und Thaten, zu denen sie ohne den Geist nie fähig gewesen wären. Etwas Plötzliches, Erschütterndes hat der Geist in diesen Zeiten des Anfangs. Dürfen wir ihn, wie es Jesus selber thut, vergleichen mit dem Sturmwind, der durch die Wälder daherbraust, so gleicht der Geist, wie wir ihn heute erfahren, mehr jenem ernsten stillen Sausen, in dem Gott einst dem Moses erschien. Das ist ein großer Unterschied. Die unmittelbare, stürmische Kraft, deren die alten Christen inne wurden, sie ist von uns gewichen. Und es ist übrig geblieben ein leises Rauschen, das nur der gesammelten und nach innen gekehrten Seele offenbar wird. Oder wo sind denn die Gaben und Kräfte jener jugendlich feurigen Anfangszeit? Wo ist das Zungenreden, wo die Prophetie, wo sind sie, die Heilungen, und wie sie alle heißen mögen, die Charismen, die Gnadengeschenke, die Gott jener großen Zeit verliehen hat? Verweilen wir noch einige Augenblicke bei ihrem Anblick.

5. Die Gnadengaben

Eine ausführliche Schilderung von ihnen hat uns Paulus im ersten Korintherbrief hinterlassen (Kapitel 12—14). Er beruft sich auf allbekannte Thatsachen, die den Korinthern nichts Neues sind, sondern die alle Tage unter ihnen vorkommen. Wir stehen hier auf dem Boden der höchsten Wirklichkeit. Das, was wir hier lesen, sind Augenblicksbilder von großer Treue. Es überrascht uns, in der Aufzählung dieser Gnadengaben auch den Glauben genannt zu finden. Freilich, es ist auch nicht der gewöhnliche, alltägliche Glaube gemeint, wie ihn jeder Christ in seinem Leben bethätigen soll, sondern gemeint sind die großen heroischen Glaubensthaten, der Glaube, der Berge versetzt.

Zu ihm kann der Mensch nicht von selbst kommen, er muß uns von oben eingegeben werden.

Um uns klar zu machen, was unter dem Zungenreden zu verstehen ist, müssen wir uns an die genannten Kapitel des Paulus halten. Sie sind der Bericht eines Augenzeugen. Wenn man später, als man keine Anschauung mehr von diesen Dingen hatte, die Erscheinung als ein Reden in fremden Sprachen auffaßte, so ist das schon ein Mißverständnis, hervorgerufen durch den Doppelsinn des Wortes „Zunge," das zugleich „Sprache" bedeutet.

Aus dem ersten Korintherbrief ist deutlich zu sehen, daß es sich um ein begeistertes, ekstatisches Reden handelt, also ein Reden nicht zu andern oder für andre verständlich, sondern mehr eine Art von stammelndem Beten. Das Charakteristische ist aber, daß diese Aeußerungen nicht von den Christen bewußt gewollt sind, sondern der Geist kommt über sie, sie „geraten in eine Verzückung." Diese Zustände sind uns ein Beweis für die gewaltige Erregung der Gemüter im Urchristentum. Meist war es ein stürmisch hervorbrechendes Jubeln, eine schwärmerische Anbetung Gottes, dann aber auch wieder ein erschütterndes schwermütiges Seufzen. Paulus selber schildert uns solche Stimmung im Römerbriefe (8, 26):

Der Geist nimmt sich unsrer Schwachheit an. Denn was wir beten sollen, wie sichs gebührt, wissen wir nicht; da tritt der Geist selbst für uns ein mit unaussprechlichem Seufzen.

Man kann sich denken, daß hierbei die individuelle Neigung und Begabung sehr ins Gewicht fiel, daß auch unter Umständen die einzelne Persönlichkeit mit ihrer Eigenart stark, oft zu stark hervortrat. Paulus hat daher das Zungenreden nicht für das wertvollste Charisma gehalten. Schon deswegen nicht, weil diese mehr lyrischen, überschwänglichen Herzensergießungen für andre, für die Gemeinde, wenig Wert hatten.

Das Wesen der **Prophetie** ist mit unsrer Uebersetzung „Weissagung" nur sehr unvollkommen wiedergegeben. Gewiß kommt auch „Weissagung" im eigentlichen Sinne vor, aber so wie Paulus uns die Prophetie schildert, ist die Hauptsache daran das, was wir **Predigt** nennen. Ein Beispiel prophetischer Rede ist die Rede des Petrus auf dem Pfingstfest, sind vor allem die Reden Jesu selber. Das Eigentümliche an ihnen ist, daß sie getragen sind von einem hoch erregten Bewußtsein, durchglüht von einem heiligen Feuer: die Leute urteilen, so könne kein Mensch reden, aus ihnen rede Gott selber durch seinen Geist. Paulus schreibt denn auch in dem vollen Bewußtsein davon an die Thessalonicher, sein und seiner Genossen Wort sei wahrhaftig nicht Menschen-, sondern **Gottes**wort. Er schätzt die prophetische Rede deswegen so hoch, weil sie in der Gemeinde Erbauung und Belehrung wirkt. Besser können wirs nicht schildern, als es der Apostel selber thut, wenn er sagt:

Wenn die ganze Gemeinde sich versammelte, und sie würden alle in Zungen reden, und es kommen dann Uneingeweihte oder Ungläubige herein, werden sie nicht sagen, daß ihr von Sinnen seid? Wenn aber alle weissagen, und ein Ungläubiger oder Uneingeweihter kommt herein, so wird er von allen überführt, von allen beurteilt; was in seinem Herzen verborgen ist, wird offenbar; er aber fällt auf sein Antlitz, betet Gott an und bekennt, daß in Wahrheit Gott unter euch ist.

Diese Schilderung des Eindruckes, den die verschiednen Arten zu reden auf die Zuhörer machen, charakterisirt die Sache treffender, als wir es thun können. Das Zungenreden reizt den, der nicht eingeweiht ist, zum Spott, die prophetische Rede trifft aufs Gewissen und zwingt die Menschen, der Wahrheit Gottes die Ehre zu geben.

Aber auch andre Gnadengaben nennt Paulus. Ich erwähne noch die **Offenbarungen**; d. h. plötzliche Enthüllungen und Erleuchtungen. Sie haben eine große Rolle gespielt. Die entscheidenden Schritte in seinem Leben that Paulus auf Grund solcher Erleuchtung (Gal. 2, 2), seine erste Aussendung zur Heidenmission von Antiochien aus (Apostelgesch. 13, 1 ff.) geschieht auf Eingebung des **Geistes Gottes** hin.

So leben diese Gemeinden in der wirklichen Erfahrung davon, daß **Gott unter ihnen weilt**. So oft sie sich versammeln, tritt der Geist Gottes in starken, überwältigenden Bezeugungen hervor. Alle wichtigen Entscheidungen wurden gefällt im Einverständnis mit göttlichen Kundgebungen, kein großes Ereignis in ihrer Mitte, bei dem nicht durch den Mund ihrer Propheten oder Psalmsänger Gottes Meinung und Wille verkündigt und gedeutet wurde.

J W-G

Der Kirchenkongreß zu Birmingham

vom 1. bis 6. Oktober 1893

4. Die Kirche und die sozialen Probleme

Ein Gebiet haben wir noch zu berühren, auf dem die Verhandlungen des Kongresses sich bewegten, das der **sozialen Fragen**. Man hat den Kongreß mit Nachdruck als einen Arbeiterkongreß bezeichnet. Zum erstenmal sind Arbeiter in den Ausschuß für Feststellung der Vorträge gewählt worden; zum erstenmal sind sie eingeladen worden, die Gegenstände vorzuschlagen, die sie von dem Kongreß erörtert wünschen; zum erstenmal hat man den ausdrücklichen Versuch gemacht, ihre Sympathien durch Sonntagnachmittagsversammlungen vor und nach dem Kongreß zu gewinnen, um ihnen seine Ziele deutlich zu machen und den Beweis zu liefern, daß es der Kirche ernst sei mit dem Bemühen um die Wohlfahrt der Arbeiter. Diese stellten nun ihrerseits drei Hauptthemen auf: 1. Die Wirksamkeit der Kirche unter den Arbeitern; 2. Die Reform der Wirtschaftskonzessionen; 3. Die Verbindung von Kirche und Staat. Punkt 1 zerlegte sich in die Unterabteilungen: a) wie erreicht man die Gleichgiltigen und die, die nicht zur Kirche gehen? b) wie lassen sich die Vorurteile gegen die Kirche überwinden? c) wie läßt sich das häusliche Leben beeinflussen? d) wie passen wir die Kirchen- und Missionsgottesdienste am besten den Bedürfnissen des Volkes an? Die Verbindung von Kirche und Staat wurde unter den drei Gesichtspunkten besprochen: Vorteile, Nachteile, mögliche und wünschenswerte Modifikationen.

Es waren drei große Abendversammlungen, je von halb acht Uhr ab, die den Arbeitern besonders gewidmet wurden; sie drängten sich denn auch in Massen herbei. Außerdem wurden in zwei Nachmittagsversammlungen behandelt einerseits die Pflichten der Arbeitgeber gegen die Arbeiter, die dieser gegen jene und die des Klerus gegen beide, andrerseits die Kirche und die Armen, Wohnungsfrage, Altersversicherung. Die Tendenzen wie die einzelnen Gedanken, die in all diesen Verhandlungen zu Tage traten, unterscheiden sich kaum von denen, die unsern Evangelisch-sozialen Kongreß beherrschen; in diesen Dingen zeigt der deutsche und der englische Protestantismus eine große Gemeinsamkeit des Denkens und Strebens. Ein Hauptunterschied dürfte nur darin liegen, daß Bestrebungen, die bei uns noch im Rahmen eines besondern und dazu viel angefochtenen Kongresses sich bewegen, dort schon das selbstverständliche und weit ausgedehnte Heimatsrecht in der großen Jahresversammlung gewonnen haben, bei der alle Kräfte der Kirche, vom einfachen Kuraten bis zum Primas sich zusammenfinden. Und den Ruhm müssen wir unsern englischen Brüdern wohl ebenfalls zugestehen, daß sie ungleich erfolgreicher und planmäßiger als wir das Laien- und besonders das Arbeiterelement herbeizuziehen wissen. Gleichartig ist auf beiden Seiten der fast übergroße Eifer in Selbstanklagen. Die Times hat in einem Leitartikel dem Bischof Perrowne vorgeworfen, daß er die Verdienste der Kirche um die Arbeiter nicht zu entsprechendem Ausdruck gebracht habe; diese würden es sofort fühlbar genug empfinden, wenn die tausenderlei großen und kleinen, mittelbaren und unmittelbaren Einflüsse und Leistungen heute stille stünden, die von den Trägern des kirchlichen Amtes ausgehen. Doch Fähigkeit und Geneigtheit zur Buße ist kein Fehler, wenn damit energische Anspannung des Willens, bewußtes Streben nach Fortschritt Hand in Hand geht, und das darf man der englischen Kirche sicherlich nicht absprechen. In ergreifenden Worten rief Bischof Perrowne den versammelten Dienern der Kirche die Fragen ins Gewissen, zu denen das arbeitende Volk ein Recht habe:

Ihr rühmt euch, daß eure Kirche die nationale Kirche sei; sagt, was sie für die Nation thut! Was thut sie für die, die in dem kraftvollen Körper der Nation die Sehnen sind? — Gott weiß, es ist für viele von uns ein harter Kampf: wir bedürfen Sympathie, Hilfe, Ermutigung, die ausgestreckte Bruderhand und die Stimme, deren Laute sowohl wahr sind als freundlich; habt ihr diese köstlichen Gaben uns

zu bieten? . . . Das Wachstum der Demokratie ist eine Thatsache, gegen die wir die Augen nicht verschließen können. Allmählich, aber sicher macht sie ihren Weg durch das moderne Europa. Sogar Ereignisse, die völlig entgegenzustehen schienen, mußten zu ihrem Fortschritt beitragen. Der Prozeß, durch den die Macht in die Hand des Volkes übergeht, ist in unwiderstehlichem Fortgang. Wir müssen damit rechnen wohl oder übel. Ist es nicht zugleich unsre höchste Weisheit wie unsre höchste Pflicht, jeden Nerv anzuspannen, damit die, in deren Hand die Macht ruht, sie nicht mißbrauchen, damit sie in ihren Herzen die Inspiration der christlichen Liebe tragen, die das Fundament der christlichen Brüderschaft ist? Dann brauchen wir um die Zukunft nicht zu bangen. Warum immer rückwärts schauen? Wozu die Versuche, die Vergangenheit wieder aufzuwecken, die Vergangenheit als Form und Maßstab für die Gegenwart aufzustellen, die Gegenwart in die abgeworfnen Gewänder eines überlebten Systems zu kleiden? Gottes Stimme ist nicht eine Stimme, die ein-, zweimal in der Geschichte sprach und nun für immer schweigt. Die Botschaft, die der ersten Kirche gegeben war, kann uns nicht genügen. Die Botschaft, die einem Augustin oder Chrysostomus übertragen war, galt ihrer Zeit, nicht der unsrigen. Die Stimme, die zu der mittelalterlichen Kirche sprach, spricht nun in andern Tönen. Sogar die „glanzvolle und segensreiche" Reformation, wie sie unser großer Dichter nennt, oder wie unser Konvokationsgebet sagt, die „heilige" Reformation, da Gottes eigne Hand die Säulen des Aberglaubens und der Unwissenheit, die — ach! — seine Kirche aufgerichtet hat, zusammenschlug und aus den Trümmern einen glorreichen Bau apostolisch reiner Lehre und die Gewißheit des unmittelbaren, individuellen Zutritts zu Gott erstehen ließ — sogar diese kann unsern Bedürfnissen jetzt nicht genügen. Wahrhaftig! dankbar erkennen wir die unermeßliche Schuld an, die wir ihr pflichten. Wir sind gewiß, daß die mächtige Bewegung, die uns eine offne Bibel gab und die Fesseln der schlimmsten Tyrannei brach, die es je gab, nie ihre Kraft verlieren kann; aber die Kirche der Zukunft hat, glaube ich, noch eine edlere Aufgabe. Der Geist Gottes lebt und webt in ihr und lehrt sie die Welt Gottes in noch größerm Sinne auffassen. Das individuelle Gewissen zu befreien, war das Werk der Reformation. Freie Individuen zu vereinen in einer von Freiheit getragnen Brüderschaft, ist die Aufgabe, die Gott uns zugewiesen hat. Wenden wir Fleiß an, sie zu erkennen und zu erfüllen! — Der Widerstand der Kirche, aller Kirchen, gegen den unwiderstehlichen Fortschritt der Welt ist ein melancholisches Blatt in ihrer Geschichte. Wie vergeblich, diesen Fortschritt aufzuhalten, wenn es Gott selbst ist, der ihn leitet! Wehe den Kirchen, die hinter sich blicken gleich Lots Weib; gleich ihr werden sie, wenn sie es nicht bereits sind, bloße Denkmäler des Todes.

Der freundliche Leser verzeiht wohl, wenn wir dieses Stück aus der Eröffnungsansprache Dr. Perrownes wiedergegeben haben. Von einem Bischof gesprochen geben die Worte mindestens Zeugnis, daß in der Kirche Englands doch noch ein andrer Geist lebt, als das zudringliche Geschrei der Ritualisten und Romanisten, das fast allein zu uns herüber dringt, glauben machen will: dieser Geist strebt nach vorwärts zu voller Erfassung und Würdigung der großen Probleme des modernen Volkslebens. Derselbe Ton zog sich durch die meisten Reden, namentlich soweit sie von Geistlichen gehalten wurden.

Vor einer ungeheuern Massenversammlung hatte Canon Farrar die Frage zu besprechen: „Wie überwinden wir die in Arbeiterkreisen herrschenden Vorurteile gegen die Kirche?" Sein Rat war: Die Kirche möge sich in der Schlichtheit und Lauterkeit des Ideals darstellen, das Christus ihr vorhält; sie möge Christum so geben, wie er ist; sie möge zeigen, daß die Kirche allein ein Evangelium für die Arbeiter hat, das Evangelium der einzig wahren Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit; sie möge eine tiefere, umfassendere, großherzigere Sympathie zeigen für den heißen Kampf, den die Arbeiter in Hebung ihrer oft unerträglichen Lage führen.

Ich habe, sagte Farrar, vor mir fünfundzwanzig Gründe, die Arbeiter in Briefen darlegten, dafür, daß sie nicht in die Kirche gehen; sie laufen alle zusammen in dem einen Grund: weil die Kirche nicht zu ihnen gehe. Um ihre eignen Worte anzuführen, sie sagen: weil es in der Kirche am praktischen Christentum fehlt; weil die Geistlichen so viel von kleinlichen Dingen schwatzen; weil sie so unsympathisch auf das Volk herabsehen; weil sie nicht, wie Matthäus, von ihrem Respektabilitätsbaum heruntersteigen; weil sie den Bestrebungen der Massen entgegentreten; weil sie die soziale Seite der menschlichen Natur nicht genügend berücksichtigen. — Die Arbeiter mögen Recht oder Unrecht haben; aber das ists mit ihren eignen Worten, was sie denken, und wenn wir nicht im Sumpf der Ohnmacht stranden wollen, wenn wir nicht wünschen, daß die Kirche einem festgeankerten Boote gleiche, an dem man nur eben sehen kann, wie rasch die Flut von ihm hinweggleitet, so dürfen wir uns wohl besinnen.

Eine charakteristische Figur ist Reverend Adderley, der streitbare Wortführer der Christian Social Union, die sich in hochkirchlichen Kreisen gebildet hat; seit Beginn dieses Jahres giebt er zusammen mit Canon Scott Holland von der St. Paulskathedrale eine Monatsschrift Good will heraus, die das „Evangelium von der Menschwerdung" verkünden will „in seiner katholischen Fülle mit spezieller Beziehung auf soziale und Arbeiterfragen, unabhängig von dem Programm irgend einer bestimmten Schule von Sozialreformern." Auf dem Kongreß verteidigte er die Christlichsozialen gegen die Vorwürfe, die man ihnen macht. Man sage, sie sollen sich hüten, allzu viel Zeit auf soziale Probleme zu verwenden, damit sie nicht ihr eigentliches Werk darob versäumen. Das könne offenbar nur ironisch gemeint sein, wie etwa in vergangnen Tagen Dr. King seinen Studenten geraten habe, die Gesundheit ja nicht zu schädigen durch allzu viel Fasten. Wollte Gott, Klerus und Laien würden viel mehr Zeit auf soziale Probleme wenden! Kirchliche Laien sind noch viel apathischer als die Geistlichen. Wenn Arbeiter regelmäßige Kommunikanten geworden sind, so geben sie oftmals das Bemühen um soziale Reformen ganz auf; eigentlich sollte doch die Eucharistie auch in diesen Dingen begeisternd wirken; sie that es früher, warum nicht jetzt? Aber was ist das eigentliche Werk des Klerus? Jedermann giebt zu, daß es der Kirche wohl ansteht, Windeln und Suppen zu spenden; aber sobald wir der Sache auf den Grund gehen und dem Uebel lieber vorbeugen als helfend hintennachgehen wollen, dann heißt es, wir überschreiten unser Gebiet. Recht ist es, einer hungernden Familie Pudding zu geben; aber Unrecht ist es, eine Gewerkschaft zu organisiren, die dem Hunger der Familie überhaupt vorbeugen könnte. Recht ist es, Kindern in Typhus und Diphtheritis Arznei zu bringen, aber Unrecht, die Medizinalpolizei auf die Beine zu bringen oder einem Reformverein beizutreten zur Bekämpfung pflichtvergessener Grundherren und Hausbesitzer. Man sagt, derartiges Werk sei ungeistlich.

Ich bestreite das! ruft Adderley aus. Ich fühle mich nicht ungeistlicher, wenn ich in einer Gewerkschaftsversammlung den Vorsitz führe, als wenn ich eine Mütterversammlung leite. Die Leute machen sich nicht klar, was für ernste, sittliche Fragen mit allen sozialen Fragen zusammenhängen, und sittlichen Fragen ins Angesicht schauen kann doch nicht ungeistlich sein. Wunderlich! Dieselben Leute, die da ausrufen, man könne die Menschen nicht durch Parlamentsakten bessern, überhäufen auch uns Christlichsoziale mit ihrem Tadel, und doch gerade, weil wir überzeugt sind, daß die Menschen durch Parlamentsakten nicht gut gemacht werden können, werfen wir uns in die soziale Bewegung, um sie zu bewahren und religiös-sittlich zu beeinflussen, ehe es zu spät ist.

Auch andre Vorwürfe, als ob die Christlichsozialen zum Klassenhaß aufreizten, die „niedern Klassen" unzufrieden machten, gegen die Gesetze der Volkswirtschaft sündigten, wies Adderley frisch und schlagfertig zurück. Er entzündete den Enthusiasmus der gewaltigen Versammlung, die ihn trotz Präsidentenglocke zum Weitersprechen nötigen wollte. — Manch treffendes Wort wäre noch zu berichten von Laien und Geistlichen. Einen tiefgründigen, geistvollen Vortrag hielt Archdeakon Wilson über die soziale „Gerechtigkeit"; mit bewundernswerter Offenheit und Energie teilte er Rechte und Pflichten nach beiden Seiten hin und wies den Männern und Frauen der Kirche die Aufgabe zu, mitzuhelfen zur Herstellung der Atmosphäre, in der die sich gegenüberstehenden Ansprüche allein zu friedlichem Ausgleich gelangen können. Von eigentümlichem Interesse waren auch die Verhandlungen, die sich mit der Gründung eines Predigerordens beschäftigten. In einer Art Verzweiflung an der Wirksamkeit des Gemeindesystems innerhalb des sozialen Zersetzungsprozesses, den die Gegenwart durchmacht, und erfüllt von mittelalterlichen Idealen, vertreten gewisse Kreise diesen Gedanken, der aber von der Mehrzahl der Versammelten nachdrücklich abgelehnt wurde. Der Raum verbietet uns, darauf einzugehen. Wir können hier die Richtung, in der sich die kirchlichen Kreise Englands gegenüber der sozialen Frage bewegen, nur in den allgemeinsten Umrissen bezeichnen.

Recht lehrreich dürfte hierfür noch folgendes Vorkommnis sein. Während der Kongreßwoche, am 5. Oktober, brachte die Times die Nachricht, Mr. Tom Mann sei für die Diakonenweihe angenommen, und eine ansehnliche Pfarrei in London sei ihm als Wirkungskreis in Aussicht gestellt worden. Tom Mann, der Agitator, Streikführer, Umsturzmann, freilich auch bekannt als unantastbarer Charakter, als heller Kopf und gründlicher Kenner der Volkswirtschaft, will in die Kirche ein=

treten, ein kirchliches Amt übernehmen. Darob etliche Tage große Aufregung! Die Kunde davon drang ja sogar in unsre deutschen Zeitungen! Eine gewisse Presse überschüttete ihn mit Spott und Hohn und erging sich in den gemeinsten Lästerungen über die Kirche. Als Tom Mann folgenden Sonntags in einer Kongregationalistenkapelle predigte, erschien ein Trupp Sozialisten, die durch allerlei Störungen ihre Meinung kundgaben. Die kirchliche Presse drückte sich vorsichtig aus, erkannte voll die Bedeutung an, die Tom Manns Eintritt haben könnte, sprach aber auch die Befürchtung aus, er könnte doch mit falschen Voraussetzungen an das Amt herantreten, und das kirchliche Amt könnte ihm eher hinderlich sein für die Thätigkeit eines Arbeiterführers, für die er offenbar angelegt sei; — Propheten seien selten Priester gewesen. Da ließ in der Christian World (12. Oktober), einem links stehenden Dissenterblatt, das höchst selten der Kirche Liebenswürdigkeiten sagt, ein „intimer Freund" Tom Manns sich vernehmen. Die Nachricht der Times sei ungenau; sie habe im Augenblick noch keinen Schatten von Thatsächlichkeit; aber sie möge prophetisch sein. Mr. Mann sei tief religiös, er sei in kirchlichen Kreisen erzogen worden, Canon Barnett und andre seien ihm nachgegangen, um ihn zu beeinflussen; es sei ein offnes Geheimnis, daß der Erzbischof von Canterbury in persönlichen und schriftlichen Verkehr getreten sei mit der kleinen Gruppe von Arbeiterführern, die man religiös nennen dürfe; über das Resultat könne man nichts sagen. Mr. Mann habe nicht um die Ordination gebeten; aber im Augenblick beschäftige ihn die Sache sehr. Mit andern sei er der Ansicht, daß die Staatskirche zahllose Möglichkeiten und Gelegenheiten besitze, um die soziale Wiedergeburt des Volks herbeizuführen, wenn nur die Kirche demokratisirt werden könnte. Die einfache Thatsache, daß Mr. Mann einen solchen Schritt ernstlich erwäge, zeuge von der großen Wandlung, die die öffentliche Meinung in Beziehung auf die Kirche durchgemacht habe. Wer in Arbeiterversammlungen Beifall finden wollte, habe ehedem nur über die Kirche schelten dürfen. Jetzt sei das anders. Während die Nonkonformity, das Dissentertum in Bildung und Respektabilität sich entwickelt habe, sei die Kirche in der allgemeinen Gunst gewachsen durch die aufopfernde, nahezu heroische Thätigkeit einer stets sich mehrenden Zahl von Geistlichen. Würde Mr. Mann diesen stalwarts, diesen Helden sich anschließen, so müßte das von unberechenbarer Wirkung sein, um die Kirche populär zu machen. — Soweit der „intime Freund" Mr. Manns. Bald darauf folgte die kurze Notiz, Mr. Mann werde nicht in die Kirche eintreten. Gleichwohl dürfte der Vorgang zweierlei lehren: einmal, daß es nicht nur die Enthusiasten der Christian Social Union sind, die sich in die soziale Bewegung werfen, sondern daß auch die berufnen Führer der Kirche, vorab der Primas selbst, recht nahe an diese Dinge herantreten, schließlich, daß diese Thätigkeit der Kirche Eindruck macht und Erfolg hat, jetzt so gut wie in den Tagen Kingsleys. C S

Otto Funcke

2. Der Theologe

Die Christliche Welt hat zudem ein besondres Recht, dieses religiösen Schriftstellers teilnehmend und ehrend zu gedenken, denn sie schätzt in Otto Funcke geradezu einen Mitarbeiter. Nicht als ob er je eine Zeile in diese Blätter geschrieben hätte. Unser Mitarbeiter ist er in dem Sinne, daß er dieselben Ziele verfolgt, die wir uns gesteckt haben: Ueberwindung der religiösen Gleichgiltigkeit, namentlich unter den Gebildeten. Und es ist nicht nur die Gleichheit des Zieles, die uns verbindet, es ist auch, und das gilt es vor allem mit Dank und Freude auszusprechen, dieselbe Auffassung, nach unsrer Meinung dieselbe richtige Erfassung des Evangeliums, die wir gemein haben.

Funcke ist kein großer Theolog in dem Sinne, als ob er ein bis ins einzelnste ausgedehntes dogmatisches System verträte. Er ist überhaupt kein Freund von solchen Systemen und zuckt gelegentlich über sie die Achsel — manchmal mehr als gerade not wäre. Er gesteht einmal in reizender Offenheit, daß er seine Theologie, d. h. ihre festeste Grundlage von niemand anders habe als von seiner Mutter. Und das war eine fromme, aber einfache Frau.

In meinen Studentenjahren hats Zeiten gegeben, wo ich in größter Gefahr war, am Glauben Schiffbruch zu leiden. Nicht nur am christlichen Glauben, — nein, der Glaube an das Dasein Gottes, der Glaube an den Gott, der Gebete erhört, wurde mir erschüttert. Aber meinen Zweifeln war von vornherein ein Maulkorb umgehängt. Ich mußte mir nämlich sagen: „Ist dein Zweifel berechtigt, dann war deine Mutter die größte Närrin, die jemals auf zwei Füßen ging." Gegen diesen Gedanken aber empörte sich sofort nicht nur jeder Blutstropfen, der in meinen Adern rollte, — nein auch meine Vernunft empörte sich dagegen. Die Mutter, die durch ihren kindlichen Glauben so reich, so glücklich und beglückend war, sie hat mich, wer weiß wie oft, wieder zurecht gebracht, wenn ihr lichtes, wonniges Bild hinter meinem Arbeitstisch auftauchte. Ich fing dann bald an, meinen Zweifel zu bezweifeln; ich entschloß mich bald und sagte: Lieber will ich, so wie meine Mutter ist, irren, als Recht haben mit denen, die nicht glauben und nicht hoffen. — Das war ja freilich ein sehr „unkritisches Verfahren," und ich sehe im Geiste ehrwürdige Gelehrte, die darüber lächeln, und unehrwürdige, die darüber hohnlachen. Aber so oder so, — ich bin gut dabei gefahren.

Wir werden gewiß weder lächeln noch hohnlachen, denn es ist kein Professor der Dogmatik, der so redet, sondern ein frommer treuer Seelsorger. Und daß dessen von der Mutter übernommne — und wir fügen hinzu: nachmals in tüchtigem eignen Fleiß ausgestaltete und weitergebildete — Theologie so übel nicht ist, wird alsbald ein flüchtiger Blick auf den Inhalt der Bücher lehren, die der fruchtbare Schriftsteller hat erscheinen lassen.

Vorerst loben wir an ihm, daß ihm — wie schon oben aus einer angeführten Stelle hervorging — der einfache und doch so große Gedanke hell aufgegangen ist als der Leitstern all seiner Theologie: das Christentum ist Leben, nicht Lehre! Tausenden von Theologen ist diese Wahrheit eine Unklarheit, und wenn sie sie auch ergriffen haben, so wagen sie nicht, sie praktisch durchzuführen. Das thut aber Funcke. Er schreibt:

Der Beweis für die Wahrheit des Evangeliums — ein Beweis, der jedem ehrlichen Menschen einleuchtet — liegt in erster Linie nicht darin, daß es von großen Wundern berichtet, die heute niemand mehr kontrolliren kann, sondern in dem Wunder, welches man selbst erlebt, darin nämlich, daß es diejenigen glücklicher und besser macht, die den Willen Christi erfüllen, ja auch nur ernstlich erfüllen wollen. Es kann nicht meine Absicht sein, an dieser Stelle das Geheimnis der Person Christi zu lüften und zu klären. Das wäre weit über meine Kraft. Nun freilich, daß es über meine Kraft ist, will wenig sagen. Aber ich behaupte, daß es über jede menschliche Kraft und Fähigkeit hinausgeht. Was die Engel mit vorgebeugtem Antlitz schauen wollten und doch nicht konnten, das wird auch den größten und edelsten Menschengeistern hienieden nicht ganz erfüllt werden. Bibliotheken kann man füllen mit Büchern, die sich einzig damit beschäftigen, das große Geheimnis zu ergründen. Daß man heute der Lösung des göttlichen Rätsels wesentlich näher gekommen wäre, läßt sich schwer behaupten. Des Schreibens, Streitens und Verketzerns ist noch immer kein Ende. O, ich bin so müde, die Streitrufe zu vernehmen über den Namen des Einen, der doch der Friede in Person war, und der gekommen ist, den Frieden zu bringen auf Erden! Als Brüder begrüße ich sie alle, welcherlei Volk oder Konfession sie angehören, die in Jesu den Heiland der Welt, den Retter von Sünde und Tod erkennen, und deren tiefstes Begehren es ist, durch seinen Geist in sein Bild verklärt zu werden.... Nicht nach unsrer Christologie werden wir einmal im Himmel gefragt werden, sondern darnach, ob wir Ihn, als den Heiland, lieb hatten, Ihm in der Liebe gedient haben. Die wissenschaftliche Erkenntnis Christi ist von keiner Bedeutung für das innere Christenleben, wie wichtig sie auch sein mag.

Und ein andermal, da Funcke das Wesen und die Herrlichkeit des rechten Glaubens schildert, schreibt er folgende goldne Worte, die ich, obgleich sie viel Raum einnehmen, doch hier wiedergeben möchte, besonders weil sie sich auch als ein deutliches Beispiel dieser eigenartigen Funckeschen Schreibweise darstellen:

Wer sich, ob auch nur flüchtig, mit der Elektrizität beschäftigt hat — mit dieser wunderbaren Kraft, die eine neue Welt in unsre alte Welt hineinzaubert —, der wird immer wieder von Kraftübertragung gelesen und gehört haben. Ich hoffe niemand zu beleidigen, wenn ich frage: Wißt ihr, liebe Leser, was man unter Kraftübertragung versteht? Nun, vielleicht zum Ueberfluß, will ich es erklären. Es ist dies, daß man die eine geheimnisvolle Urkraft der Elektrizität in verschiedne Formen und Thätigkeiten umsetzt. Dieselbe Elektrizität kann man als Lichtkraft erscheinen lassen und vermöge derselben die finstere Nacht in hellen Tag verwandeln. Man kann sie auch in Wärme übertragen und, wie man sagt, alle unsre jetzigen Heizmaterialien damit überflüssig machen. Man kann sie ferner als chemische Kraft verwenden und z. B. Metalle damit läutern und scheiden. Wie aber die Elektrizität

als mechanische Kraft verwendet werden kann, weiß jeder, der einmal eine elektrische Straßenbahn oder eine mit Elektrizität getriebne Weberei gesehen hat. Aber so oder so — es ist überall dieselbe Kraft. Sie wird uns durch Prozesse, die wir hier auf sich beruhen lassen, in verschiedenartige Thätigkeit zerlegt. Und diese Wandlung nennt man Kraftübertragung. — Ist das nicht ein Abbild von dem, was wir auf dem geistlichen Gebiete sehen? Fragen wir, um was handelt es sich, wenn ich ein Kind Gottes werden soll? Die Antwort des Evangeliums kann nicht zweifelhaft sein. Sie lautet: „Glaube an den Herrn Jesum Christum.“ Auf den Glauben, der den Heiland ergreift, ist alles gestellt. In ihm ist alles beschlossen. Darüber hinaus ist nichts nötig. Es ist ein heilloser Irrtum, wenn man meint, daß es sich für den Christen darum handelt, ich weiß nicht wieviel Dogmen und Dutzende von moralischen Lehren anzunehmen. Nein, recht verstanden, ist in dem lebendigen Christusglauben alles enthalten; und alles regulirt sich von da aus von selbst. Der Glaube ist die Urkraft, die Kraft aller Kräfte. Wir bedürfen außer ihr durchaus nicht noch irgend einer andern Kraft. Aber diese eine, alles beherrschende Kraft wird je nach Bedürfnis in verschiedne Gestaltungsformen übertragen. Jetzt erscheint der Glaube als Weltverachtung, dann als hingebende Menschenliebe; bald als ein kühnes Trotzen gegenüber allen Menschen, bald als ein sanftmütiges Dienen; jetzt als sorgloses Gottvertrauen, dann als Bereitschaft zum Leiden und Sterben; bald als Kampfeslust und Siegesfreudigkeit, bald als demütiges Harren und stilles Warten u. s. w. Es ist überall dieselbe Kraft, derselbe Christusgeist, der in den Gläubigen wirkt. Je nach Bedürfnis und je nach der Lebenslage nimmt er diese oder jene Gestalt an. Aber immer zielt er auf die Verähnlichung mit Christus.

Sind das alles nicht Worte, die unser Herz warm berühren, die uns aus der Seele gesprochen sind? Wahrlich, wer so schreiben kann, zeigt, daß er den richtigen Standpunkt inne hat, um zu unserm Geschlecht vom Evangelium zu zeugen. In einer Zeit, wo Parteileidenschaft mit neuer Kraft die christlichen Kreise gegeneinanderhetzt und wo der Zweifelnde durch diesen Anblick in seiner ablehnenden Stellung nur fester gehalten wird, ist es von ganz außerordentlicher Tragweite, daß ein Schriftsteller von der Begabung und dem Ansehen Funckes seine Feder in den Dienst eines echten, warm- und weitherzigen Christentums stellt. Ich würde zuviel von dem kostbaren Raum dieses Blattes in Anspruch nehmen, wenn ich noch weitere Zitate aus Funckes Schriften brächte; ungern verzichte ich darauf, will aber nur andeuten, daß auch Funckes Stellung zu den meisten andern hier behandelten Fragen, also z. B. zu den kirchlichen Tagesstreitigkeiten und Parteien und zu den sozialen Aufgaben unsrer Zeit fast genau der entspricht, die uns Leser und Mitarbeiter der Christlichen Welt verbindet. Das versteht sich von selbst, und bei einem so fruchtbaren Schriftsteller wie Funcke einer ist erst recht, daß auch der Inhalt seiner Bücher wie ihre Form verschieden an Wert ist, und daß ohne gelegentliches kritisches Kopfschütteln kaum einer alles lesen wird. Der manchmal empfindlich zu spürende Mangel einer klaren durchgebildeten Theologie wurde schon oben angedeutet; aber auch in der Behandlung einzelner Fragen von Glauben und Sitte dürfte manches für unsern Geschmack schief, hie und da vielleicht — ich möchte sagen zu pietistisch gefühlsmäßig behandelt sein. Aber was will das sagen gegen die reiche Fülle des Lebens, das in all diesen Schriften warm pulsirt, gegen diese geradezu köstliche Weise, in der Funcke schier unerschöpflich in seinen Redewendungen und Gleichnissen immer wieder das Eine, was not thut, so lebenskräftig und anziehend zu schildern vermag, gegen diesen echten Christusglauben, der aus jeder Zeile so sieghaft hervorleuchtet!

Sehr groß ist die Gemeinde, zu der Funcke durch seine Feder redet. Das ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß noch immer in unserm Volke, auch in den gebildeten Kreisen, breite Schichten sind, die nach religiösem Lesestoff mit Freuden greifen, und um so freudiger, je lebendiger und fesselnder dieser ist. Es ist anzunehmen, daß unter den Lesern der Christlichen Welt nicht viele sein werden, die Funckes Art und Werke nicht kennen. Die sie kennen und schätzen, sollten in den vorstehenden Zeilen nichts finden als den Ausdruck ihres eignen Dankes und der eignen Anerkennung, die sie dem trefflichen Manne zollen, dabei zugleich eine Erinnerung an die beim Lesen seiner Schriften verbrachten genußreichen Stunden. Die sie kennen und nicht hochhalten, weil ihnen Funckes Weise etwa zu würdelos oder zu subjektivistisch vorkommt oder sonstwie unsympathisch ist, möchten daraus lernen, ihn in seiner Art besser zu verstehen und gerechter zu würdigen. Die aber, die sie nicht kennen, sollen dadurch auf sie hingewiesen werden mit der wärmsten Empfehlung: Nimm und lies. R B

Die Botschaft Tolstois

6. Aufzeichnungen eines Markörs. Die beiden Husaren. Der Schneesturm. Albert

Von Ende 1855 bis Februar 1857 lebte Tolstoi als Offizier a. D. und Schriftsteller in Petersburg. Die begabtesten Schöngeister jener Zeit waren dort seine Kameraden: Turgenjew, Katkow, Grigorowitsch, Nekrassow, Fjet u. s. w. Ganz paßte er nicht zu ihnen; er liebte es, die Ehrlichkeit auf die Spitze zu treiben, während sie sich hüteten, ihre innersten Ueberzeugungen zu offenbaren; sie waren Aesthetiker, er Ethiker.

Die Lebensanschauung dieser Leute — so schrieb er nachher in der „Beichte“ — bestand in der Meinung, daß im allgemeinen das Leben sich entwickelt, und daß an dieser Entwicklung den Hauptanteil wir haben, wir, die Männer des Gedankens, und daß unter den Männer des Gedankens den Haupteinfluß wiederum wir haben, die Künstler, die Poeten. Unser Beruf ist, die Menschen zu belehren. Damit aber die sehr natürliche Frage: was weiß ich, und was kann ich lehren? sich einem nicht aufdränge, war in der Theorie klargelegt, daß man das gar nicht zu wissen brauche, und daß der Künstler, der Poet unbewußt belehre. Ich hielt mich für einen wunderbaren Künstler und Poeten, und darum war es sehr natürlich, daß ich mir diese Theorie zu eigen machte. . . . Je länger ich aber in diesen Gedanken lebte, um so häufiger stellten sich Zweifel ein.

Wie ihn die Selbstkritik schon ein Jahr vorher plagte, hat ein Obrist, der in Sewastapol mit ihm lebte, geschildert (Löwenfeld S. 75):

Er war die Seele unsrer Batterie. War er in unsrer Mitte, so merkten wir gar nicht, wie die Zeit hinging; war er abwesend, was ziemlich oft geschah, da er gern kleine Abstecher nach Simferopol machte, ließen sämtliche Kameraden die Nasen hängen. Endlich kehrte er zurück — ganz wie der verlorne Sohn — finster, abgemagert, unzufrieden mit der ganzen Welt. Dann nahm er mich beiseite und fing eine Generalbeichte an. Alles pflegte er zu erzählen: wie hoch er gespielt, und wieviel er getrunken habe, wo er die Tage und auch wohl die Nächte verbracht u. s. w. Dabei kränkte und quälte er sich wegen seiner Verworfenheit und litt an Gewissensbissen, als ob er Gott weiß welche Verbrechen verübt hätte. Ordentlich Mitleid mußte man mit dem armen Kerl haben. Solch ein Mensch war er! Mit einem Wort, ein seltsamer Mensch; aufrichtig gesagt, konnte ich ihn nicht ganz verstehen. Jedenfalls aber war er ein vortrefflicher Kamerad, eine ehrliche Seele und ein goldnes Herz

So wie in Simferopol trieb er es auch in Petersburg. „Gelage und Karten, Verkehr mit Zigeunern und Zigeunerinnen nahmen ihn bis in die tiefe Nacht in Anspruch.“ Wir werden bei seiner Eigenart deshalb von vornherein vermuten dürfen, daß er auch in seinen Schriften aus jener Zeit das dreifache Weh: Wein, Würfel und Weiber behandeln, daß er sich durch Einkehr und Beichte von ihnen loszuringen trachten wird.

Tolstoi ist später einer der schärfsten Gegner der geistigen Getränke geworden, hat er doch die Frage, warum die Menschen trinken, kürzlich mit der harten, ungerechten Antwort: „um ihr Gewissen zu betäuben“ entscheiden wollen. In seinen ersten Schriften kommt eine Kritik des Weins noch nicht vor, aber er schildert uns in dem Lebensbilde „Albert“ den Untergang eines Trunksüchtigen und den vergeblichen Versuch, ihn in zwölfter Stunde noch zu retten. Es ist ein meisterhaftes Seelengemälde, wie gewöhnlich nach einem eignen Erlebnis. Er hat einmal selber den Versuch gemacht, einen heruntergekommnen deutschen Musiker, von dem er sich in Beethovens Werke einführen ließ, wieder in die Höhe zu bringen. Auch Albert, der Held der gleichnamigen Erzählung, ist ein verlumpter deutscher Musiker. Er ist einer jener Gefühls- und Genußmenschen, wie sie unter den Künstlern so häufig sind, ein Fremder in der wirklichen Welt und daher auch erfolglos, ein Geist, in dem die Phantasie fortwährend obenauf ist und nach neuen Reizen und Freuden verlangt. Solche Menschen werden leicht trunksüchtig. Auch Albert ist es geworden, und Delessow, ein leichtlebiger, aber gutherziger Aristokrat, sucht ihn zu retten. Er fängt es auch nicht übel an. Er nimmt ihn mit sich in sein eignes Haus, bekümmert sich brüderlich um ihn, weigert sich standhaft, ihm Getränke zu geben. Dennoch ist alles vergebens. Warum, sagt uns der Dichter nicht deutlich. Vielleicht wollte er aus-

drücken, daß der Versuch zu spät unternomen wurde, wie ja auch heute noch neun Zehntel aller Menschen an die Heilung der Trunksucht erst denken, wenn es längst zu spät geworden ist. Oder aber die eine Frage Delessows enthält den Kern: „Wie kann ich daran denken, andre zu bessern, wenn ich kaum mit mir selbst ins Reine zu kommen vermag!“ Diese Wahrheit hat Tolstoi noch oft behandelt: ein bischen Wohlwollen thut es nicht, sondern wir, die wir andern helfen wollen, müssen uns zuvor selber völlig bekehren. Wer Trinker zur Enthaltsamkeit bewegen will, muß selber enthaltsam sein.

Das Spiel schien dem jungen Tolstoi gefährlicher als der Trunk, wohl deshalb, weil er selbst nahe daran gewesen war, ein Spieler zu werden, und weil er in seinem Kreise die Spielleidenschaft in ihrer entsetzlichen Gewalt beobachten konnte. Die „Aufzeichnungen eines Markörs“ schildern uns das traurige Ende des so edel angelegten Fürsten Nechljudow, den wir schon kennen. Ein guter, reiner Jüngling kommt er in ein Billardlokal unter leichtlebige Spieler. Er beteiligt sich am Spiel, zuerst zaghaft, nur der Sitte und Geselligkeit wegen, bald mit innerer Teilnahme. Von einer bestimmten Stunde an ist er verloren. Er ist ein Sklave der Leidenschaft, das macht ihn so tief elend, daß er sich das Leben nimmt. Warum mußte es so kommen? Einmal, weil er den ersten Schritt zum Bösen that, weil er in schlechte Gesellschaft ging, weil er dem Spiel einen Raum in seiner Seele einräumte. Aber das wars nicht allein. Er beging in einer schwachen Stunde eine Sünde, die ihn tief unglücklich machte, die seinem Gewissen so wehe that, daß er fortwährend der Betäubung bedurfte. Seine Genossen hatten nämlich gemerkt, daß er noch ein unberührter, unschuldiger Bursche war. Das belustigte sie über die Maßen, und den köstlichen Spaß, ihn einzuweihen, wollten sie sich natürlich nicht entgehen lassen. Er, der Unbeholfne, ließ sich durch sie verführen, und an diesem Falle hatte er nachher unsäglich zu leiden, gerade weil er bisher so hoch gestanden hatte, so edel, so fein gewesen war. Sein inneres Leben war nun zur Disharmonie geworden, alle Tugenden, Hoffnungen, Vorsätze, Leistungen der Vergangenheit waren durch den Schmutz, in den er hineingeraten war, verdorben. Lesen wir die Zeilen, die er schrieb, ehe er den Schuß auf sich that.

Gott hat mir alles gegeben, was der Mensch verlangen kann, Reichtum, Namen, Verstand, edles Streben. Ich wollte genießen und habe alles in den Kot getreten, was Gutes in mir war.

Ich bin nicht entehrt, nicht unglücklich, ich habe kein Verbrechen begangen; aber ich habe Schlimmeres gethan. Ich habe meine Gefühle getötet, meinen Verstand, meine Jugend. Ich bin verstrickt in ein schmutziges Netz, aus dem ich nicht herausfinden, und an das ich mich nicht gewöhnen kann. Ich sinke unaufhörlich, sinke, ich fühle, wie ich sinke, und kann den Fall nicht aufhalten — — Und was hat mich zu Grunde gerichtet? War es eine mächtige Leidenschaft, die mich entschuldigen könnte? — Nein.

. . . Meine schönen Erinnerungen!

Ein entsetzlicher Augenblick des Sichvergessens, der nie aus meinem Gedächtnis schwinden wird, hat mich zur Besinnung gebracht. Ich war entsetzt, als ich erkannte, welch ein unermeßlicher Abgrund mich von dem trennte, was ich sein wollte und konnte. In meiner Einbildung erstanden Hoffnungen, die Traumgedanken meiner Jugend. Wo sind sie hin, die lichten Gedanken vom Leben, von Gewißheit, von Gott, die mit solcher Klarheit und Kraft einst meine Seele erfüllten? Wo ist die unfaßbare Kraft der Liebe, die mein Herz mit wohlthuender Wärme erfüllte?

Und wie gut und glücklich hätte ich sein können, wenn ich den Weg gegangen wäre, den mein frischer Verstand und mein kindliches, inniges Empfinden mir zeigte, da ich ins Leben hinaustrat! Oft habe ich versucht, die Bahn zu verlassen, die mein Leben eingeschlagen hatte, um wieder diesen lichten Weg zu betreten. Ich sagte mir, ich will alles aufbieten, was Willenskraft in mir ist. Ich konnte es nicht. Wenn ich allein war, wars mir unbehaglich, schrecklich; war ich mit andern zusammen, so hörte ich nicht mehr die innere Stimme und sank immer tiefer und tiefer. Endlich kam ich zu der schrecklichen Ueberzeugung, daß ich mich nie mehr erheben kann, ich hörte auf, daran zu denken, und wollte vergessen. Aber hoffnungslose Reue peinigte mich noch mächtiger. Da kam mir zum erstenmale der Gedanke an Selbstmord.

So schildert Tolstoi in einem erschütternden Bilde, wie es leicht mit ihm selbst hätte kommen können. Aber er hat die Kraft gehabt, sich wieder aufzurichten, und hat damit deutlich bewiesen, daß man von der Gewissensnot sich auch anders befreien kann als durch immer neue Betäubung.

Wie ernst Tolstoi die geschlechtliche Sünde schon damals nehmen konnte, sahen wir eben schon. Aber sehr selten moralisirt er als junger Mann darüber. Er, den wir sonst als Kulturfeind kennen, schien eine Zeit lang zu glauben, daß die wachsende Kultur hier bessern werde, daß die geschlechtlichen Ausschweifungen durch die Roheit und Wildheit des Naturmenschen zu erklären seien. In seiner Erzählung „Zwei Husaren“ hat er wirklich einmal der Kultur seine Huldigung dargebracht. Der eine Husar ist der Vater, der andre der Sohn. Der Vater lebte ums Jahr 1800. Er ist ein Raufbold, ein Trinker, ein Wüstling, ein Spieler, der von einem tollen Streiche zum andern übergeht. Und dieser Mensch ist der bewunderte Held in allen Häusern einer russischen Kreisstadt, in die ihn das Schicksal verschlägt, denn er ist ein schöner, verwegner Mann, ein schneidiger Husar. Die Männer beneiden ihn alle zusammen, die Frauen schwärmen für ihn, und wenn er einen gutmütigen Geck prellen, eine reiche junge Witwe verführen will, leisten sie ihm keinen Widerstand. Zwanzig Jahre später, nachdem er längst ein trauriges Ende gefunden, tritt sein Sohn auf die Bühne. Auch er ist ein schmucker Husar, ein leichtlebiger Mensch, seinem Vater ähnlich, aber doch nur ähnlich.

Er hatte keine Spur von den ungestümen, leidenschaftlichen und, um die Wahrheit zu sagen, liederlichen Neigungen des vorigen Jahrhunderts. Neben dem Verstand, der Bildung und den angeerbten Naturanlagen waren Neigung zu einem anständigen, behaglichen Leben, praktische Ansichten von Menschen und Dingen, Ueberlegung und Umsicht seine hervorragenden Eigenschaften. Im Dienste war der junge Graf vortrefflich vorwärts gekommen.

Von seinem Vater hörte er nicht gern.

Ich muß mich immer schämen für meinen seligen Papa, immer giebt es eine Skandalgeschichte oder eine Schuld. Deshalb ists mir zuwider, Bekannten meines Vaters zu begegnen — und übrigens, es waren damals solche Zeiten.

Aber er war doch der Sohn seines Vaters, freilich der gezähmte Nachkomme eines Wilden. War jener ein Don Juan, so hatte er nur noch seine „Minna,“ die er unterhielt. Der Zufall führt ihn auf das Gut der Witwe, die ihr Vater ohne Mühe verführt hatte; er vergafft sich in die Tochter und versucht, in ihr Zimmer einzudringen. Aber die Tochter ist tugendhafter, als die Mutter war, der Sohn zaghafter, als der Vater war. Schmachvoll muß er flüchten. Und während seinen Vater alle bewunderten, sagt ihm der junge Kornet, dem er sich anvertraut, ins Gesicht: „Graf Turbin, Sie sind ein Schurke!“ Die neue Zeit hat einen bessern Geist als die alte.

Aber mit diesem Trost kann man über das Laster der Gegenwart nicht zur Tagesordnung übergehn. Der gewissenhafte Tolstoi wenigstens konnte es auf die Dauer nicht. Bde

---

Kurze Anrede bei der Weihe der Lourdes-Statue und Einsegnung der Kapelle des Herrn v. N. in der Pfarrkirche zu L.

Aus dem geistlichen Leben Tirols

Meine Lieben. Wir haben heute eine seltne, recht herzliche und erbauliche Feier — nämlich die Weihe der Muttergottesstatue von Lourdes und die Einsegnung der Kapelle auf der Lahn. Die Weihe der Statue habe ich bereits vorgenommen, und zwar auf feierliche Weise, wie sie nur dem Bischofe zusteht und einem Pfarrer nicht erlaubt ist. Der hochwürdigste Fürstbischof, der auch eine besondre Verehrung gegen die Madonna von Lourdes trägt, hat mir deshalb die Vollmacht und den Auftrag gegeben, die Statue öffentlich und feierlich in der Pfarrkirche zu weihen, und zwar mit bischöflicher Segnung. Wir werden sie dann unter Gesang und Gebet und Musik in Prozession hinaustragen, die Kapelle einsegnen und die liebe Lourdesmutter in ihren künftigen Wohnsitz einsetzen. Ich war willens, draußen eine kurze Ansprache zu halten über die Bestimmung der Kapelle; aber weil draußen die Leute viel zu zerstreut auseinander sind und die Wenigsten etwas verstehen würden, will ich hier einige Worte der Erbauung reden.

Die Einsegnung der Kapelle ist um so erfreulicher, weil sie zur Ehre der Lourdes-Muttergottes geweiht wird, die heutzutage aller Orten bekannt und gleichsam das Wunder

der Welt ist. Für mich ist sie um so erfreulicher, weil sie auf meinen Wunsch und Rat eine Lourdes-Kapelle wurde und ich daran eine beständige Erinnerung an meine Lourdes-Wallfahrt habe. Wir erlangen also hier ein kleines Lourdes für L., was Lourdes in Frankreich für die ganze Welt ist. Darum wünsche ich auch, daß in Zukunft die Leute, wenn sie an Sonn- und Festtagnachmittags hinausgehen, um die liebe Lourdes-Mutter zu grüßen oder in ihren Anliegen sie anzurufen, nicht sagen sollen: Wir gehen auf die Lahn hinaus oder zur Lahnkapelle; sondern sie sollen sagen: Wir gehen nach Lourdes. Diesen Namen wollen wir von heute an dieser Kapelle beilegen.

Wie ihr wisset, meine Lieben, verdankt diese Kapelle ihre Entstehung nach menschlichem Urteil einem Unglücke, das vor zwei Jahren dort dem Herrn Ritter v. N. aus M. begegnet ist; man sagte: Das war ein unglücklicher Zufall! Meine Lieben, wenn ich mir die Sache genau überlege, dann sage ich: Nein, es war kein Zufall, sondern war das Werk der Vorsehung Gottes. — Ja wohl ein unglücklicher Zufall! Dort auf der schönsten Straße den Stellwagen umwerfen und ein teures Menschenleben zu Grunde gehen, — nein, das ist kein Zufall — das hat der liebe Gott zugelassen und gethan, — und was Gott thut, ist immer gut gethan; und deswegen nenne ich es heute nicht mehr ein Unglück, sondern nenne es ein Glück, und zwar für den seligen Herrn v. N. und für uns.

Ohne etwa unbescheiden oder schmeichelhaft zu reden, muß ich ein paar Züge aus dem Leben des Herrn v. N. anführen. Herr v. N. hatte eine ganz besondre Verehrung und besondres Vertrauen zur lieben Gottesmutter, sodaß er ganze Tage und Wochen lang ein Licht vor einem Mariahilfbild brennen ließ. Da können wir uns wohl denken, daß er sie auch mit manchem frommen Ave Maria verehrt und in seinen Anliegen kindlich angerufen haben werde. Zudem war Herr v. N. ein sehr gutmütiger, mitleidiger und barmherziger Mann, der mit seiner Frau im stillen viele Wohlthaten spendete, Hausarme unterstützte, ja ganze arme Familien ernährt hat. Ja, um ein besondres Beispiel von der Mildthätigkeit und Barmherzigkeit dieses Mannes gegen Arme anzuführen, — hört — hat derselbe einmal in Meran auf offner Straße einem armen Handwerksburschen, der keine Schuhe hatte, seine eignen Stiefel ausgezogen und sie ihm geschenkt, er selbst aber ist auf den Strumpfsohlen nach Hause gegangen. Meine Lieben, gleicht dieser Ritter v. N. ohne Stiefel nicht dem Ritter, dem heiligen Martinus, der auch seinen halben Mantel abgeschnitten und einem Armen geschenkt hat und mit dem halben Mantel nach Hause ritt und deswegen der Ritter mit dem halben Mantel heißt? Nun, meine Lieben, soll eine solche Barmherzigkeit, solches Mitleid gegen arme Menschen ohne Belohnung bleiben können? O nein! Das ist nicht möglich, dafür bürgt uns das Wort Gottes selbst. Selig sind die Barmherzigen! sagt Jesus, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Wer Barmherzigkeit übt, dem wird Barmherzigkeit zu teil werden; alles, was ihr dem Mindesten aus euern Mitmenschen thut, das habt ihr mir gethan. Und wiederum heißt es in der heiligen Schrift: Das Almosen befreit vom Tode und macht das ewige Leben finden. Und wiederum: Wenn der Gerechte auch vom Tode übereilt wird, wird er doch in der Erquickung sein, sein Andenken wird im Segen sein.

Deswegen sage ich nochmals: Dieses Ereignis war nach der Absicht Gottes kein Unglück, sondern es war ein Glück. Wäre Herr v. N. ruhig in seinem Bette gestorben, so wäre er jetzt nach zwei Jahren, ausgenommen von seiner Frau, schon vergessen. Ihr wisset nur zu gut, wie bald Verstorbne vergessen sind, und wie wahr das Sprichwort ist: Aus den Augen, aus dem Sinn. So aber hat der liebe Gott seiner Frau den Gedanken eingegeben, zu seinem Andenken diese Kapelle zu bauen, und so bleibt sein Name, in Marmor gegraben, in weltewigem Andenken, und Tausende, die vorübergehen, werden seinen Namen lesen und für seine Seelenruhe ein andächtiges Ave Maria beten, und um dieser so vielfachen und langjährigen Fürbitte willen wird Gott seiner Seele gnädig sein.

Aber diese Kapelle soll auch uns L...ern zum Glücke werden. Wir haben jetzt die große Weltwallfahrt von Lourdes im kleinen auch hier; wir haben die gleiche Mutter

Gottes wie in Lourdes; wir haben sie in einer so viel möglich nachgebildeten Felsengrotte wie in Lourdes. Und deswegen haben wir auch ein so großes Vertrauen auf sie. Sie wirkt ja nicht nur in Lourdes so unzählige Wunder, sondern in der ganzen Welt herum, wo eine Lourdes-Kapelle steht. Und es bleibt sich ja gleich, wo wir die liebe Gottesmutter verehren und in unsern Nöten anrufen; sie ist ja immer unsre Mutter, die im Himmel ist, wir sind ja überall ihre Kinder. — Sehet, ich stehe heute vor ihr, wie ich vor einem Jahre dort gestanden bin; ich habe den nämlichen Chorrock, die nämliche Stola, das nämliche Barett, ja sogar den nämlichen Talar an wie dort, und habe heute auch die nämliche Bitte wie dort. Vor ihrer Felsengrotte kniete ich dort und bat sie, sie möchte meine Pfarrkinder zum Geschenk und als ihr Eigentum annehmen, möchte ihnen die Gnade erlangen, sie immer als ihre himmlische Mutter kindlich zu verehren, möchte sie vor der Sünde bewahren und in den Tugenden zunehmen lassen, sodaß die Kinder unschuldig, die Jungfrauen keusch und rein, die Jünglinge gottesfürchtig, die Eheleute friedfertig und die ganze Gemeinde in Eintracht leben möchte. Das habe ich in Lourdes gebetet.

Aber heute habe ich an die Gottesmutter von Lourdes in L. noch eine andre Bitte.

Die Wunder in Lourdes zählen in den wenigen Jahren, daß diese Wallfahrt dort aufgekommen ist, nach Tausenden: Bekehrung von Ungläubigen und Sündern, augenblickliche Heilung der verschiedensten Krankheiten, Hilfe in den verschiedensten Anliegen des Leibes und der Seele. Das beweisen die vielen kostbaren Votivgeschenke, die vielen Inschriften auf Marmortafeln, die Hunderte von Krücken und Leidensandenken, die dort aufgehängt sind. Die liebe Gottesmutter kann in Kraft ihres göttlichen Sohnes helfen und will helfen, und sie kann und wird auch uns helfen.

Nun sehet! Die Gottesmutter hat in der Kapelle ihr Angesicht gerade nach Gadria gewendet. Dort ist unser größter Feind, der unsre Felder verwüstet, unser Dorf und Häuser bedroht und jährlich so viel Schweiß und Arbeit und Geld kostet und uns arm macht. Nun, meine Lieben, das werdet ihr selbst glauben, daß die liebe Gottesmutter durch die Kraft ihres göttlichen Sohnes helfen könnte. Und deswegen trage ich meine vertrauensvolle Bitte ihr heute vor: O, liebe Gottesmutter von Lourdes! ich bitte dich herzinniglich, beschütze uns vor diesem Feinde, bewahre unser Dorf und unsre Felder, befiehl der Lahn, daß sie ihre Grenzen nicht mehr überschreite; stecke ihr das Ziel und sage ihr: Bis hierher und nicht weiter darfst du gehn!

Darum nenne ich es ein Glück für uns, daß die Kapelle dort steht; Maria soll uns die Hüterin und Wächterin der Lahn werden.

Damit aber die liebe Gottesmutter sehe, daß wir in dieser Bitte ein großes Vertrauen auf ihre Hilfe haben, wollen wir ihr auch ein wohlgefälliges Versprechen machen.

Die Madonna zu Lourdes erschien dem Hirtenmädchen Bernardette achtzehnmal und hatte immer den Rosenkranz in Händen, zum Zeichen, wie angenehm und wohlgefällig ihr das Gebet des Rosenkranzes sei. Deswegen wird in Lourdes neben der großen schönen Wallfahrtskirche jetzt noch eine viel größere Rosenkranzkirche hingebaut mit fünfzehn Kapellen und fünfzehn Altären, die den fünfzehn Geheimnissen des heiligen Rosenkranzes geweiht werden. Da habe ich mir nun gedacht, wir könnten wohl auch am Rosenkranzfeste jährlich eine besondre Andacht halten; nämlich vormittags nebst dem Pfarramte auch ein heiliges Amt zur Ehre der lieben Lourdesmutter, und nachmittags nach der Vesper einen Bittgang, eine kleine Wallfahrt nach unserm Lourdes machen. Ich zweifle nicht, daß alle damit einverstanden sind, und so könnten wir uns gewiß den Schutz der lieben Gottesmutter für unsre Felder und das Dorf erflehen.

Nun empfehlen wir uns heute zum erstenmale in ihren mütterlichen Schutz und Schirm, wir sind ja ihre Kinder. Ein merkwürdiges Zusammentreffen! Es ist gerade heute ein Jahr und die nämliche Stunde, wo ich nach langem Sehnen zur Wallfahrt nach Lourdes abreiste; und heute habe ich die Freude, meine Pfarrkinder selbst nach Lourdes zu führen.

Wir wollen nun unter Gebet und Gesang hinausziehen

und die liebe Gottesmutter durch andächtiges Rosenkranzgebet verehren. Den Rosenkranz draußen wollen wir beten für die Seelenruhe des Herrn v. N.; dann wollen wir in andächtigem Rosenkranzgebet für unsre Nöte und Anliegen in die Pfarrkirche zurückkehren und unsre Andacht mit feierlichem Segen mit dem höchsten Gute beschließen und dann getröstet nach Hause gehen mit dem Gedanken: Heute hat es mich gefreut; heute war es andächtig und erbaulich; die Mutter Gottes wird uns gewiß helfen. Amen.

Verschiedenes

(Unsre persönliche Stellung zum geistlichen Beruf) Den theologischen Kommilitonen. Von Theodor Häring, D. und Professor der Theologie. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1894. Zweite, unveränderte Auflage. Kartonnirt 1,60 Mk., geb. 2,40 Mk.

Für den gewissenhaften Religionslehrer am Gymnasium ist mit dem Abiturientenexamen die Fürsorge für seine bisherigen Schüler nicht abgeschlossen. Wenn er dabei als Theologe nach jenem Abschnitt vor allem derer sich persönlich annimmt, die Theologie studieren wollen, so ist das nur natürlich. Insbesondre wird er es als seine Aufgabe ansehen, den jungen Leuten in der Zeit zwischen Gymnasium und Universität ein gutes Buch in die Hand zu geben. Denn da gilt es, dem mit dem buntesten Wissen angefüllten und von der „zwangsweise gesteigerten Rezeptivität" her meist recht ermüdeten jungen Kopfe neue, frische, belebende Gedanken zuzuführen, an denen sich der eben entfesselte Idealismus emporranken kann, und die doch gleichzeitig mit dem bekannten und so erklärlichen „Selbstbewußtsein des Primaners" gründlich aufräumen, ohne zu entmutigen.

Schreiber dieses hat seiner Zeit aus Bornemanns „Unzulänglichkeit des theologischen Studiums" viel nachhaltige Anregung erfahren. Freilich darf mans nicht gerade zur Regel machen, mit einer Kritik des Bestehenden anzufangen. Aber es bietet sich ja auch sonst mancherlei Gutes: der alte Hagenbach ist immer noch nicht veraltet, auch sei an Kählers Briefe und Luthardts Einführung erinnert.

Heute wollen wir in diesem Zusammenhange alle, die es angeht, — und das sind nicht nur die Religionslehrer, sondern überhaupt alle, die berufen sind, angehende Theologen zu beraten — auf das obengenannte Büchlein aufmerksam machen, dem die Christliche Welt schon längst eine warme Empfehlung schuldet, die sie aber aus guten Gründen für den Semesteranfang aufgehoben hat. Daß in allernächster Zeit bereits eine neue, unveränderte Auflage erscheinen mußte — die erste erschien Ende vorigen Jahres — spricht für sich selber.

Es ist ein besondrer Vorzug dieser Vorlesungen, daß man es den Worten des Redenden anmerkt, wie er zu seinen Studenten nur spricht als einer, der selbst die rechte persönliche Stellung zum geistlichen Berufe gefunden hat, und der nun mit seiner Erfahrung gern andern dienen möchte. Mit Recht lehnt er es ab, für seine spezielle theologische Stellung zu werben. Freilich, das ist unverkennbar, daß hier ein „neuerer" Theologe redet, einer, der die Augen nicht verschließt vor den Fragen, die eine neue Zeit mit sich gebracht hat. Er „weiß, wie die Gegenwart von Zweifelsfragen wiederhallt, wie sie die lauterregte Volksversammlung so gut als die stille Klause des Theologen bewegen." Aber er weiß auch den frommen Zweifel von dem frivolen zu scheiden, „entsprungen aus der Willensschwäche und speziell der Faulheit, weil es in der That schwer ist in so hohen Dingen zu arbeiten, oder aus einem verödeten Gemüt, den »Brandmalen im Gewissen.«" Besonders habe ich mich auch gefreut, das herrliche, noch viel zu wenig bekannte Wort von Robertson*) über den Zweifel zitirt zu finden, ein Wort, das man zweifelnden Gemütern unsrer Tage nicht eindringlich genug zurufen kann. Hier mag auch ein Wort unsers Schriftchens eine Stelle finden (S. 43): Wer den „Jüngling von Sais"**) ganz unerschüttert lesen kann, ohne daß bei dem „Ich will die Wahrheit schauen" eine Saite im eignen Innern ins Schwingen gerät, der ist kein Jüngling und im Grunde verloren für die evangelische Theologie.

Einen Ueberblick über den Reichtum des Büchleins zu geben gestattet der Raum nicht. Wir haben die Ausführungen über den Zweifel herausgegriffen, denn das ist in der That ein Punkt, auf dessen Behandlung ein angehender Theologe besonders gespannt ist. Hingewiesen sei nur noch beispielsweise auf das, was Häring über das „Zeit haben" sagt (S. 72), über das Anlegen eines eignen „Gnomon" (79), über den Sonntag im akademischen Leben (81 f.), über die Verpflichtung beim Eintritt ins geistliche Amt (105). Auf Schritt und Tritt zeigt sich eine außerordentliche Belesenheit und eine Weltaufgeschlossenheit, die darum so wohlthuend berührt, weil daneben die innere Gebundenheit an Jesus Christus überall durchleuchtet.

Aber ists auch recht, dies Büchlein gerade den eben ins Studium Eintretenden zu empfehlen? Setzt es dazu nicht zu viel voraus? Gewiß bleibt wohl manches zuerst unverstanden. Ob das immer ein großer Schade ist, das ist noch die Frage. Denn das Schriftchen hälts schon aus, im Laufe der Studienzeit noch ein paarmal gelesen zu werden, und auch der Kandidat hat sicherlich keinen Schaden davon. Gerade ein Buch, das ein solches Thema behandelt, liest man ja nach jedem Semester mit größerm Genuß. Mir sagte einer, daß er fast in allen größern Ferien einmal in Herrmanns „Verkehr des Christen mit Gott" gelesen habe.

Möchten sich die treu gemeinten warmen Worte des Göttinger Lehrers an seine Kommilitonen einen festen Platz auf dem Bücherbrett und in den Herzen der jungen Theologen erobern; möchte durch sie recht vielen — um des Verfassers eigne Worte zu gebrauchen — die persönliche Stellung zum geistlichen Beruf aufs neue klar und je nach Bedürfnis erleichtert oder — erschwert werden! P J

*) Vgl. Frederick William Robertson. Sein Lebensbild in Briefen. Zweite Auflage. S. 66 f. D V

**) Die Ueberschrift des Schillerschen Gedichts lautet übrigens: Das verschleierte Bild zu Sais. Außerdem muß es S. 71 und 100 Tholuck heißen statt Tholuk. D V

(Zehn Jahre Gefängnisprediger) Rückblicke von Karl von Koblinski. Düsseldorf, L. Voß & Co. 62 S. 8 Tabellen. 1 Mk.

Es dürfte wenige Bücher geben, die uns einen so klaren Einblick in die Arbeit des Strafanstaltsgeistlichen gewähren, wie das vorliegende. Der Verfasser, zur Zeit Gefängnisprediger in Düsseldorf und Generalagent der rheinisch-westfälischen Gefängnisgesellschaft, hat in den verschiedenartigsten Strafanstalten Preußens gearbeitet und giebt uns in dem Schriftchen gewissermaßen den Extrakt seiner Erfahrungen. Aber er bietet nicht langatmige Beschreibungen des Gefängnislebens, sondern scharf umrissene Charakteristiken von Gefangnen. In den seelsorgerlichen Gesprächen, die er in der lebendigen Darstellung von Rede und Gegenrede wiedergiebt, erweist er sich als einen gründlichen Kenner des Seelenlebens und als einen Meister im Individualisiren. Er besitzt in hohem Maße die Fähigkeit, die Geister zu prüfen, ein Korrektor zu sein, innerste Mission zu treiben und das Verhältnis zwischen dem irdischen Recht und der Sünde vor Gott zu klären. Aus diesen Gründen wird sich die Schrift bei allen Gefängnisgeistlichen und -Beamten schnell Eingang verschaffen, auch bei solchen, denen nur nebenamtlich die Sorge für die kleinern Amtsgerichtsgefängnisse obliegt. Leider liegt ja gerade hier noch so manches im Argen. — Diesen Kreisen gegenüber bedarf daher das Buch nicht erst einer Empfehlung. Wohl aber empfehlen wir es ausdrücklich auch denen, die sonst mit dem Gefängnisse direkt nicht in Berührung stehen; allen Pfarrgeistlichen, auch an den vorzüglichsten Gemeinden, da sie hier Einblicke in vieles, was unheilbringend wirken kann, thun werden; den Lehrern, Erziehern und Waisenräten, die geistliche Einzelpflege zu treiben und Menschen zur analytischen Selbstbeachtung des eignen Innern zu erziehen haben; den Sozialpolitikern und Kriminalisten, die das Volksleben auch in seinen Tiefen verstehen sollen und wollen. Denn trotz ihrer Knappheit und Kürze ist die Arbeit reich an Streiflichtern auf unsre kirchlichen und sozialen Verhältnisse und bietet auch nach dieser Seite hin eine Fülle von Anregungen. Hm

(Sammlung theologischer und sozialer Reden und Abhandlungen) unter Redaktion von Pfarrer Lic. Weber in M.-Gladbach. Leipzig, Wallmann.

Vor mir liegen die Hefte 3, 4, 5, 6, 7 bis 8, 9 bis 12 der vierten Serie. Ihr Inhalt ist sehr verschiedenartig: Zur Frauenfrage, von Wyßes (30 Pfge.); Der heilige Geist als Inspirator, von Dienemann (50 Pfge.); Entweder-Oder in der Sittlichkeitsfrage, von Schöpf (20 Pfge.); Theologie und Nationalökonomie, von Zollmann (30 Pfge.); Die Reichstagswahl von 1893, von Weber (1 Mk.); Gustav Freytag, ein sozialer und kulturhistorischer Dichter, von Weber (40 Pfge.). Zu den „blauen Heften" aus dem Grunowschen Verlage verhalten sie sich so, daß sie ein gutes Stück populärer sind, freilich darum auch etwas weniger tief in die Dinge hineingehen. Auch wird ja, wie die Inhaltsangabe zeigt, von vornherein ein vielseitigeres Ziel erstrebt. Die theologischen Abhandlungen unter ihnen fallen zum Teil aus dem sozialen Rahmen heraus, aber das ist ja wohl auch beabsichtigt. Zweifelhaft ist mir, wer als Leser gedacht ist; teilweise wenden sich die Verfasser an die Pfarrer, teils an die Gebildeten, teils an die Arbeiter. Das ist nicht günstig für die Sache.

Es sei mir erlaubt, einige prinzipielle Worte anzuschließen. Sie beziehen sich auf die Verwertung der Bibel zur Beleuchtung der sozialen Fragen unsrer Zeit. Wenn ich lese, wie z. B. Zollmann (IV, 5, S. 105 f.) bei der Besprechung von Jakobus 5, 1 ff. verfährt, so tritt mir eine ganze Gruppe von evangelisch-sozialen Freunden vor Augen, denen ich bei dieser Gelegenheit ein Wort des Rates geben möchte. Ich möchte dringend und ernstlich vor einer solchen Ausbeutung des Neuen Testaments warnen. Zunächst aus praktischen, wenn man will opportunistischen Gründen. Mir kommt ihre Methode vor wie ein Spiel mit dem Feuer. Ich warte seit Jahren auf den Moment, wo Worte wie Jakobus 5, 1 ff. oder die Weherufe über die Reichen in der Bergpredigt in die Massen einschlagen werden, wie der Funke ins Pulverfaß. Daß die Sozialdemokratie nicht mit ihnen hausiren geht, erkläre ich mir nur aus ihrer kolossalen Unkenntnis der Bibel. Wenn einmal diese Dinge auf den Leuchter gestellt sein werden, dann werden alle die in den Strudel der revolutionären Bewegung mitgerissen werden, die diese Schriftworte ohne jede Einschränkung und Klausel auch auf unsre Zeit anwenden. Denn was soll es heißen, wenn Zollmann sagt (S. 108): „Wenn dem Jakobus aber die Forderung gestellt würde: Jakobus, sage diesem Fabrikanten und jenem Unternehmer, daß er seinen Arbeitern mehr Lohn gebe, so würde er wahrscheinlich dies als nicht seines Amtes ablehnen." Das bezweifle ich sehr. Aber jedenfalls werden die Arbeitermassen nie und nimmermehr es einsehen wollen, warum die evangelischen Geistlichen, nachdem sie mit so großer Ueberzeugungskraft diese gefährlichen Worte betont und gepredigt haben, nun auf einmal nicht mitmachen wollen, wo es sich um ihre Verwirklichung handelt. Das ist eine sehr bedenkliche Position.

Wie aber soll man sich denn als evangelischer Theologe zu diesen

Worten stellen? Hierauf giebt es nur eine Antwort. Man soll die wissenschaftliche Erziehung, die man genossen hat, dadurch bethätigen, daß man die Hauptsache, die man auf der Universität erwirbt, den historischen Sinn, anwendet. Es gilt alle diese Aussagen des Neuen Testaments historisch zu verstehen. Nur so ist ein wirkliches gerechtes Verständnis möglich, nur so auch ein Schutz gegeben gegen ungeschichtliche und unorganische Uebertragung dessen, was im Urchristentum völlig begreiflich ist, auf unser neunzehntes Jahrhundert. Wie man das Neue Testament maßvoll und gerecht verwertet, lehrt ein Vortrag von Julius Werner aus derselben Sammlung (Serie V, 1). Die prinzipielle historische Klarheit fehlt auch hier, dafür zeichnet sie sich durch einen gewissen Takt der Anwendung aus. J W-G

(Beiträge zur Aesthetik der deutschen Klassiker) Von Heinrich von Stein. Leipzig, Reclam. Geb. 60 Pfge.

Ein kleines, unscheinbares Buch, das, obwohl es broschirt nur 20 Pfge. kostet, viel Edles in sich birgt. Sinnenden Freunden, die weniger nach dem äußern Ereignis, als nach dem rätselhaften „Warum“ und „Wie“ fragen, könnte es ein Freund und Helfer werden. Es erzählt, wie zwei Große, Goethe und Schiller, zusammenkamen und nun, von einander getragen und beraten, die letzten Fragen zu beantworten versuchten. Wer da glaubt, daß die Spaziergänge der beiden bei Weimar wichtiger sind als der Sturmmarsch Napoleons, der kann hier die Spuren mit tiefer Freude wieder finden. Ueber den wenig bekannten Verfasser soll bald mehr gesagt werden; das Schriftchen giebt die Vorträge wieder, die er Anfang der achtziger Jahre in Berlin vor einer sich stetig mehrenden Zuhörerschaft hielt. Sie enthalten gewissermaßen das Testament eines Frühvollendeten, dessen früh verklärte Klarheit die zartesten Hoffnungen erweckte, die der Tod dann so schnell vernichtete. Man möge aus einem Vergleich der Steinschen Arbeit mit dem ähnlichen Versuch Otto Harnacks selber beurteilen, welchem Führer man dankbarer sein wird. Die Gefahr ist groß, in den reichen Lebensäußerungen der beiden Künstler lediglich die eignen Lieblingsgedanken wiederzufinden. Größer ist die liebevolle Hingabe an die Arbeit andrer, die man nur dann ganz würdigen kann, wenn man sie in ihrer eignen Heimat aufsucht und hier Ziel und Schranke findet, um daran Vorsicht, Teilnahme, Verständnis und Hoffnung zu lernen. Jede Vergewaltigung rächt sich durch den quälenden Rest ewiger Brüche. Man möge an Steins Arbeit lernen, wie man gerade dadurch, daß man weitergekommen ist, andern edlere, selbstlosere Gerechtigkeit zuwenden kann. P S

(Ein evangelischer Pfarrer im Reichstage über das Duell) Wenn ein evangelischer Pfarrer in den Reichstag gewählt wird, empfindet man eine gewisse Genugthuung darüber. Man wähnt, er werde sein Mandat dazu brauchen, um evangelische Kirche, evangelische Religion und Moral mit der Tüchtigkeit des überzeugten Protestanten und des Fachmanns zugleich zu verteidigen. Um so schmerzlicher berührt es, wenn ein evangelischer Pfarrer seinen Sitz im Reichstage dazu benutzt, eine Schutzrede — für das Duell zu halten. Pastor Schall hat das in der Sitzung vom 5. März gethan und dadurch wieder einmal den Sozialdemokraten Bebel in die Lage gebracht, gegenüber der „christlichen“ Gesellschaft die Moral zu vertreten. Wir protestiren gegen diese Haltung des Pastors Schall. „Konservativ“ mag sie sein, „christlich“ ist sie nicht. Wir wissen wohl, daß der Redner einen Unterschied gemacht hat zwischen dem christlichen Standpunkte, von dem aus er mit uns das Duell verwirft, und einem andern, von dem aus er es „begreiflich“ findet. Welche Notwendigkeit bestand denn für den Pastor-Abgeordneten, diesen unterchristlichen Standpunkt zu vertreten? Warum schwieg er nicht lieber und ließ andre reden, die in dieser unterchristlichen Moral recht eigentlich leben, und ersparte uns das Aergernis, das er gegegen hat? Wie viel würdiger war die Vertretung der katholischen Ansicht in dieser Sache. Aber das sind die Früchte der Verquickung von Christentum und Konservatismus. — Zur Sache sagen wir mit Bornemann (Unterricht im Christentum, § 65, Anm. 18): „Der ernsthafte Zweikampf ist ein sehr unsittliches und äußerliches Mittel, sittliche Gegensätze und Verschuldungen auszugleichen. Ein Christ hat, soweit ihn das Recht und die öffentliche Meinung in der berechtigten Wahrung seines guten Namens im Stiche lassen, seine Ehre darin zu suchen, daß er lediglich seinem Gewissen folgt und lieber Unrecht leidet als Unrecht thut.“ Was ist denn gebessert, wenn der, der sich geschändet fühlte, von seinem schuldigen Widerpart über den Haufen geschossen wird? Es lohnt sich, am angeführten Orte weiter über die Sache nachzulesen.

R

Zur Beachtung

Wir bitten um rechtzeitige Bestellung des mit der nächsten Nummer beginnenden neuen Quartals.

Nr. 14 wird sowohl bei der Christlichen Welt wie bei der Chronik in größerer Auflage gedruckt, um als Probenummer zu dienen. Sie steht unentgeltlich in beliebiger Anzahl zur Verfügung: wollen die Leser freundlichst davon Gebrauch machen. Monatliche Probeabonnements werden zu jeder Zeit angenommen: gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagsbuchhandlung vier auf einander folgende Nummern je nach ihrem Erscheinen an jede angegebne Adresse mit oder ohne Nennung des Auftraggebers.

Die der heutigen Nummer beiliegenden Prospekte bitten wir gleichfalls zur Werbung neuer Freunde für unser Blatt zu verwenden.

Die Verlagsbuchhandlung Der Herausgeber

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ges. zu sof. evang. Erzieherin f. 13 jährig. Mädchen. Försterei Arneburg b. Wilhelmsdorf.

Pianinos von 350 bis 1500 M
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. M 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Verlag v. Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Soeben erschien:

Der preußische Agendenentwurf
Darlegung und Erörterungen
von
D. P. Kleinert,
Oberkonsistorialrat u. Prof. der Theologie.
Preis: Mk. —.80.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.,
enthält Sexta bis Obersekunda des Gymnasial- und Realkursus, die Zöglinge sind zu je 10 verteilt auf 8 Anstaltshäuser, wo sie in den Familien ihrer Lehrer leben; dadurch individuelle Erziehung, gemütliche Anregung, energische wissenschaftliche Förderung auch bei schwächlichen Schülern ermöglicht. **19 Lehrer und Erzieher bei 106 Schülern.**
Prospekt durch **Rektor Kühne**

Die Grenzboten
Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst
53. Jahrgang
Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 13: Homo animal possidens — Unser Schiffbau. Von Georg Wislicenus — Otto Roquettes Selbstbiographie — Ein Wort für die neue Kunst. Nebst Entgegnung — Gigerl — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Litteratur — Schwarzes Bret

Im Verlage von **C. A. Schwetschke & Sohn** in **Braunschweig** ist soeben erschienen und sowohl durch alle Buchhandlungen wie direkt gegen Einsendung des Betrages von der Verlagshandlung zu beziehen:

Beiträge zum Kampf um die Weltanschauung
Erstes Heft. **Ernst Häckels Monismus** kritisch beleuchtet von **A. H. Braasch.** Preis 80 Pfg.

Die Beiträge zum Kampf um die Weltanschauung wollen in allgemein-verständlicher Sprache Fragen behandeln, die in einer Zeit weitgehender Glaubenserschütterung viele Tausende bewegen. Sie wollen zu ihrem Teile dadurch helfen, Mißverständnisse zu beseitigen, Zweifel zu überwinden und eine glückliche Zukunft herbeizuführen, eine Zukunft, in der die verschiednen Wahrheitsmomente, die in den auseinandergehenden Zeitmeinungen vertreten sind, wieder zu einem einheitlicheren Bewußtsein im Volksleben zusammengefaßt sein werden.

Das Heil der Welt
Von
Dritte Auflage. **Friedrich Holtschmidt.** Dritte Auflage.
Preis 20 Pfg.

Chronik der christlichen Welt
Postzeitungs-Nr. 1403. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 12: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Namensunterschriften der in voriger Nummer mitgeteilten Petition; Im preußischen Herrenhause; Der „Ansturm des Unglaubens gegen die neue Agende“; Von „gläubig“-protestantischer Seite; Antwort des Reichsboten an die Germania; Kassel; Der anhaltische Landtag; Aeußerungen des kirchlichen Lebens im Herzogtum Sachsen-Altenburg im Jahre 1892 — Evangelische im Auslande: Die kirchliche Statistik des französischen Protestantismus — Römische Kirche: Aus dem Vatikan; Ueber den Grafen Hoensbroech — Personalien

Nr. 13: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Statistische Mitteilungen; Zu der Agendenpetition; Hodegetischer Kursus in Herborn; Schrempfs „Wahrheit“ — Römische Kirche: Konfessionelles aus den Reichslanden; Die Jesuiten; Ungarische Kirchenpolitik — Soziales. Innere Mission. Heidenmission: Ueber eine interessante evangelisch-soziale Versammlung; Der Bericht des christlichen Vereins im nördlichen Deutschland; Heidenmission; Die Basler Mission in Kamerun — Verschiedenes: Eine neue kirchliche Zeitschrift — Personalien